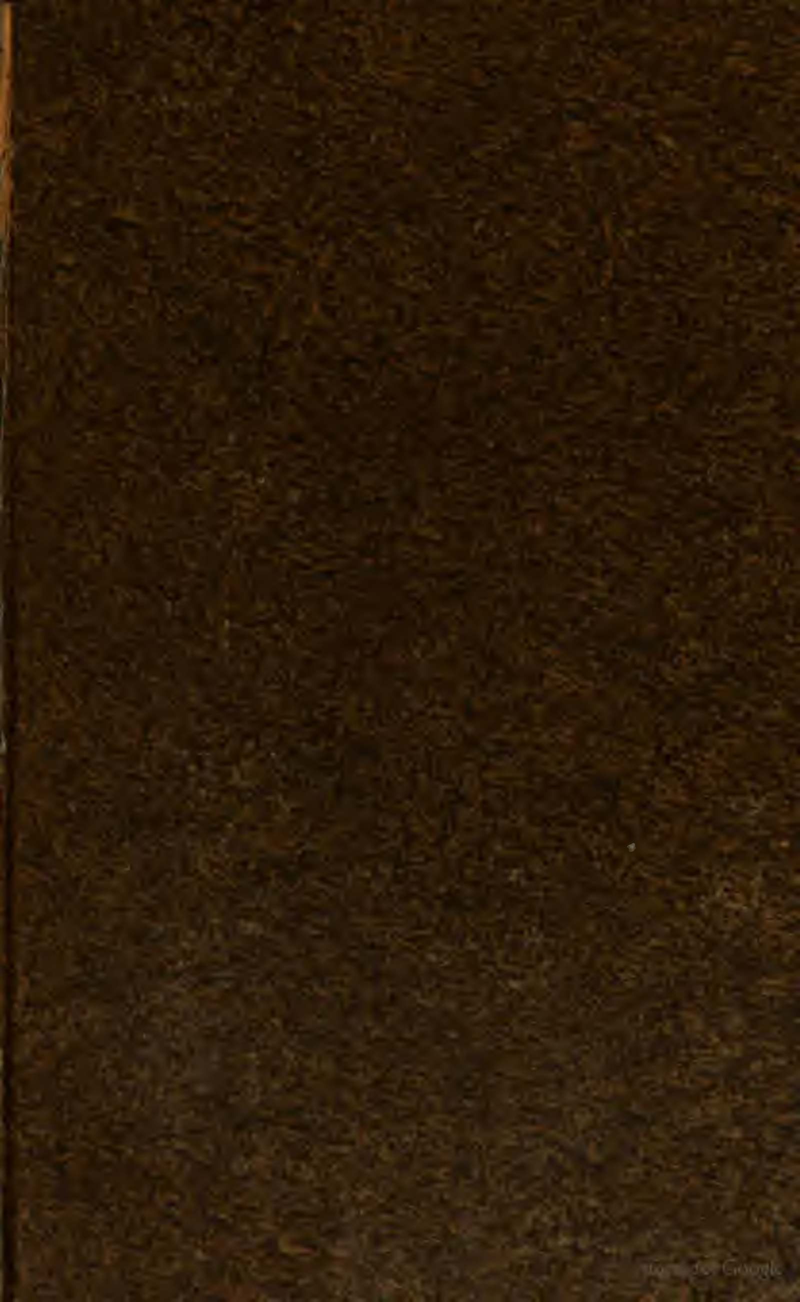




L. Wienbarg's

Wanderungen

durch

den Thierkreis.

Wanderungen

durch

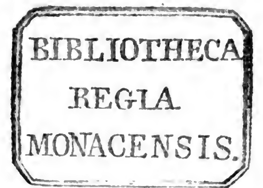
den Thierkreis.

Von

Ludolf Wienbarg.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1835.




BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Für viele kühne Herzen habe ich mein Glaubensbekenntniß in den ästhetischen Feldzügen niedergelegt; ihr Echo, mit Freude sag' ich's, hallte mir aus Deutschlands entferntesten Winkeln zurück. Ich habe mir Freunde erworben und den Kreis meines Lebens und Strebens erweitert. Kann man sich anders befestigen, als durch die Hand der Freundschaft und im Bunde mit Gleichgesinnten? Und mir ist dieses Glück zu Theil geworden. Meine Hand hat sich geweiht und gestählt durch den Druck der Freunde, und mein Auge schaut kühner in die Welt, indem es rings herum am Horizont die Wachtfeuer unserer Bundesgenossen unterscheidet. Erhebet euer Haupt ihr alle, die ihr trostlos im Dunkeln sitzt, und an der Zeit verzweifelt. Auf den Höhen der Menschheit leuchtet der Schimmer des neuen Welttages, und die Wogen der Völkergeschichte rauschen unruhig in der Tiefe. Lasset euch nicht irren durch das Geschrei der falschen Propheten, die

nur Uebles prophezeien und den nahen Untergang der Welt verkündigen. Sie selber sind abgestorben mit der alten Welt und keine Frühlingssonne schmettert durch ihren versunkenen Himmel. Gott ist nicht ein Gott des Todes, sondern des Lebens, das kühn durch die Welt schreitet und in ewigen Verwandlungen Jugend und Freiheit bewahrt. Lasset euch aber erwecken, ihr Schläfer und wehret nicht den Anfächelungen des Genius, der zürnend und mitleidig an eurem Lager vorüberschwebt. Naht euch frei, oder lasset euch frei machen. Lebt und liebt einmal wieder, ihr zagen Herzen, Gott zu Gefallen und dem Teufel zum Trotz, als die Fürsten der Schöpfung, denen alles unterthan sein soll, und vornehmlich die eigene Vergangenheit. Laßt die Todten ihre Todten begraben und führet auf den unsterblichen Reigen der Menschheit auf der Blumenasche aller eurer Gräber. Breitet die Arme aus nach dem Gott, der euch sucht; horcht auf die sehnsüchtigen Akkorde, die euch zur Gemeinschaft des Lebens aufrufen. Die Gegenwart, sie ist immer da und blüht für jeden, der ihr nicht schnöde den Rücken wendet. Die Gegenwart, sie bleibt immer zeugungskräftig und trägt den Sohn der Zukunft im Schoos für Jeden, der in ihren Armen kühn und selig war. Werdet frei und

lächelt — dem Lächeln der Freiheit gehört die Welt.

Wer immer so lächelte, wem niemals der dunkle Schatten der Klage, des Zweifels, der Angst, des Ingrimms, sich niederließe in einer Falte des Antlitzes, wem niemals die Stirn heiß würde im Zorn über die Stumpfheit und Zähigkeit der großen wüsten Menschenmasse, im Kampf mit den Schildhaltern und Vertretern ihrer faulen Dummheit, und mit allen jenen Feinden der geistigen Bewegung, die in Deutschland eine so massive Schutzwand im Rücken haben. Aber nein, ich wünsche uns diese ewig heitre Ruhe nicht. Sie gehört den Göttern und dem Egoismus an; man kann sterben mit diesem ewigen Lächeln auf der Lippe, und eine glanzlose Welt hinter sich lassen. Sei sie für uns nur das Glück der höchsten Momente, beschleiche sie uns mit ihrer Seligkeit jedesmal, wenn wir als Sieger aus dem Kampf zurückkehren.

Euer Zuruf machte mir Muth, aber er nahm mir nicht die Bescheidenheit und das Bewußtsein meiner Kräfte. Ueberall, was ist der Einzelne? das Leben bedarf Aller. Auch ist, in der Literatur, nur erst wenig von Einzelnen gefördert. Wie viele bedeutende Momente, die aus dem Entwickelungsprinzip unserer Zeit leise hervorblü-

hen, haben bisher noch keine Beachtung gefunden, wie manche Regungen eurer Herzen schlummern noch verkannt und unbewußt im Dunkeln, wie viel Zaghaftes und Schwankendes zittert über dem Grunde eures Lebens, und kann sich nicht verbinden mit den Ueberzeugungen und Gefühlen, die schon stark und erwachsen sind. Weiß ich's doch an mir selbst, wie unflüssig und verstockt noch so viele Ideen in mir sind, die zum Strom der jungen Welt gehören, glaube ich doch noch gar nichts gethan zu haben und harre der Stunde, wo die schöpferische Kraft, die in den Tiefen meines Lebens braust, mein ganzes Ich ergreifen und glühend in die harrende Form überströmen wird.

Was gegenwärtige Wanderungen durch den Thierkreis betrifft, so mag man diese Art vereinzelnder Ausströmungen einmal so hinnehmen, und sich im Punkte der Einheit so wenig daran stoßen, wie an eine Sammlung von Novellen. Ich lobe mir die große Composition; aber ich verachte den Schein und das äußere Zusammenkitten. — Noch bemerke ich, daß das erste Bild als Stellvertreter eines von der Zensur gestrichenen dramatischen auftritt, das denn nun Zeit und Stunde abwarten muß.

Ludolf Wienbarg.

Der Widder.

Jason.

Uebersetzung aus Pindars vierter pytischer Siegshymne.

Einleitung.

Den ganzen Pindar zu übersetzen, scheint eine unerfreuliche, undankbare Mühe. Er gibt keinen unmittelbaren, dichterischen Genuß, der Leser kann von seinen Hymnen — das Beste bei Champagner und Gedichten — den Schaum nicht schlürfen. Er verherrlichte seine Zeitgenossen, diese trugen ihn auf den Händen, und aus diesem innigen, begeisterten Wechselverhältnisse blühten seine Hymnen hervor. Die eigentliche Blüthe ihrer Poesie ist verweht mit dem Staube derer, die sie getanzt, gesungen, gebechert und ersiegt haben. In diesem Sinn kann man von Pindar im höhern Grade, wie von irgend einem andern Dichter vor und nach ihm sagen, er habe seinen schönsten Lohn dahin. Unter uns Deutschen ist der Dich-

ter so gut, wie völlig unbekannt. Gedike's Prosa ist lesbar, was freilich wenig sagt, und sagen soll, aber doch mehr, als man es von der metrischen Uebersetzung eines andern, sonst sehr achtbaren Mannes rühmen kann. Die deutsche Sprache muß da Siegeslieder singen, während ihr nichts weniger als darnach zu Muthe ist, als z. B. wenn sie singt:

> Das Olympia dreimal
> Gekrönt, das Haus, mild den Bürgern, erhebend
> Das Fremdlingen sich geneigt wies, feiern wir
> Der Fülle Stadt Korynthos, Vorgehöf
> Des Poseidon auf Isthmos, jünglingeherrlich.

wenn sie singt:

> Goldene Lei'r, du Phöbos, und braunlockiger Musen
> zugleich
> Ein gemeinsam eigenes Gut, welcher leis' aufhorchet
> der Schritt in des Fests Anfang;
> Auch lauscht deinem Anklang Sängers Ohr,
> Sobald den Gesängen, den Rheinanführern, du Anbeginn darstellst, von dem Schlage berührt.

oder wenn sie singt:

> Heute mußt du neben dem theuern Mann
> Stehn, der roßzugfrohen Kyrana Beherrscher, daß
> du beim siegfeiernden Arkesilas,
> Musa, Lato's Kinder bezahlend und Pytho, hoch
> des Lieds Luftströmungen anschwellst.

„Pindars Gesang," sagt der Uebersetzer in der Zueignung, einem Meisterstück deutscher Sprache, „mußte sich in denselben Maßen und Wendungen entfalten, wie in der Ursprache, wenn er in seiner Eigenthümlichkeit sollte begriffen werden." Gut. Aber wie, wenn Sphärenmusik einige Aehnlichkeit mit Ohrenklingen hätte, schlägt man da Jemand hinter die Ohren, um ihm einen Begriff von Sphärenmusik beizubringen? Die erste Treue ist die Treue der Anmuth, die Treue der Poesie bei eines Dichters Uebersetzung. Findet man diese durchweg unvereinbar mit des Dichters Gedankenstoffen, so unterlasse man, sich und Andern Pein zu schaffen.

Zu den Stellen in Pindars Hymnen, die wie Sterne eine innere und ewige poetische Klarheit haben, muß man — weit vor den ethischen — manche epische rechnen, dies Wort im weitesten Sinn gefaßt. Könnte Jemand die wenigen Zeilen, worin er die Inseln der Seligen, die wenigen, worin er den auf Jovis Zepter ruhenden Adler schildert, auch in unserer Sprache mit dem Zauber beschenken, der im Griechischen über sie ausgegossen ist, er würde die Hörer ahnen lassen, was Pindar seiner Zeit war. So gehört

auch der Jamos unter Veilchen, der in seiner Wiege Schlangen erdrückende Herkules zu den gelungensten Schilderungen, die je aus Dichters Hand geflossen sind. Vor allen ausführlich ist die epische Episode, welche der vierten pythischen Siegshymne eingewebt ist. Es ist dieselbe welche ich den Gebildeten in folgender Uebersetzung mitzutheilen mich erkühne.

Pindar hat die vierte pythische Siegshymne zum Preise des Arkesilaos, Königs von Kyrene, gedichtet. Dieser war ein Nachkömmling der Argofahrer, und Pindar folgt nur seiner Gewohnheit, wenn er auch hier die Voreltern des Siegers in ein glänzendes Licht stellt. Was die epische Episode selbst anbetrifft, so erkennt man leicht den zwanzigjährigen Jason, als das Hauptbild im Gemälde, alles Uebrige ist so gruppirt, daß es diesen herausstellt. Pindar hat über die Erscheinung dieses Jünglings einen unendlichen Liebreiz hingehaucht; er läßt ihn, wie einen jungen Gott, unter den Sterblichen schweben. Wo er erscheint, erregt er Staunen; was er spricht, bezaubert; was er wünscht, findet Gewährung; was er unternimmt, glückt. Er ist der Liebling des Schicksals; ein König opfert ihm seine Krone; eine Königstochter ihr Herz

und — ihren Vater. Er ist der Schönste unter den Männern; ein Ausbund von Kraft, aber ohne Anflug von stürmischem, unweisem Mißbrauch derselben. Sein Gemüth ist wie der klare Himmel, alles überschauend, von keinem Wölkchen überflogen und getrübt. Nichts Gemeines kommt in seine Seele; er fühlt sich als geborner Königssohn, als Enkel des glorreichen Aeolos, und was außer dem Höchsten, dem Diadem, dem Völkerweidenden Zepter, an Gütern und Schätzen die Erde darbieten mag, berührt ihn kaum an den Fußsohlen. Das ist Pindars Jason, und die Frauen mögen sich hüten, über Medea, die hier nur als liebendes Weib erscheint, zu voreilig den Stab zu brechen.

Es ist nun Pindars Klein-Epos keineswegs als bloßes Fragment zu betrachten, als Fetzen aus einem Purpurmantel. Eben so wenig, wie die homerische Ilias mit ihren vier und zwanzig Gesängen. Hier wie dort ist es ein Mann, ein Mann unter den Männern, der die innere Einheit bildet — Achilles dort, Jason hier. Pindars Gedicht wird da abgebrochen, wo es beschlossen ist, wo es von Uebel gewesen, ein Weiteres hinzuzufügen. Der Held hat den Lichtpunkt

seines Unternehmens, ja seines Lebens erreicht; von dem verfloßnen höchsten Moment, der Besitznahme des goldenen Vließes, hängt alles Zukünftige ab, wie das Bedingte von seiner Bedingung; der Dichter findet es hinlänglich, diese Zukunft, die von selbst im Gemüth des Lesers fortdichtet, durch zwei, drei Worte anzudeuten. So stellt der Maler seinen Helden nicht dar, wie er den Simplon hinabreitet, sondern wie er im Siegesmuth das Schwerste erreicht hat und nun auf der höchsten Spitze des Berges hält; deutet aber die Zukunft, die Siege, die seiner warten, durch ein Paar Krieger an, die bergab steigen, gleichsam verkörperte Namen der schon im voraus gewonnenen Schlachten.

Für die Uebersetzung habe ich die Form der Stanze gewählt, weil sie für das Eigenthümliche des Gedichts mir die angemessenste schien. Pindar führt durch eine Gallerie von Scenen, die man in ihrer relativen Abgeschlossenheit sehr füglich in den achteckigen Rahmen der Stanze einfassen kann. Frei übrigens sollte die Uebersetzung sein, aus Wunsch nach Treue, wie sie mir möglich. Es gibt aber Schwierigkeiten, besonders solche, die in der Oekonomie des Verses lie-

gen, welche zu ihrer Besiegung eine geübtere Hand, als die meinige, erforderten. — Die wenigen und kurzen Anmerkungen, die ich beigefügt habe, möchten diesem oder jenem Leser nicht unwillkommen sein. Uebrigens ist das Gedicht in sich klar genug, um sich, wozu es auch sonst sehr geeignet scheint, für die Declamation herzugeben.

1.

Sing, Muse, mir der alten Minyer Zug!
Was trieb sie an, die Meerfluth zu zertheilen?
Welch Schicksal war es, das mit Demantkeilen
Sie unabreißlich an dies Wagniß schlug?
„Es sollte Pelias der Tod ereilen
Durch Aeols Enkel!“ So der Pythia Spruch.
War's nun der Faust, war's kühner List beschieden,
Fall blieb sein Loos, Sieg das der Aeoliden.

2.

Ha! wie durchfuhr die Seele des Despoten
Das grauenvolle Wort, das Pythia,
Die Seherin, aus Delphi ihm entboten,
Allmutters fruchtbeglücktem Nabel nah.
Flieh, sprach sie, oder wandre zu den Todten,
Den Fremden, oder Heimischen, der da
Einschuhig niedersteigt auf jähen Pfaden,
Sich in Iolkos Sonnenluft zu baden.

3.

Und sieh, er kam, der Jüngling stieg hernieder,
Zwei Speere trug bedrohlich seine Hand,
Zwiefache Kleidung deckte seine Glieder:
Das eine, ein magnesisches Gewand,
Das andre aber, dies umhüllend wieder,
Ein Pardelfell vor Wetters Unbestand.
Den Rücken hin mit glanzerfüllter Schwere
Zerfloß sein Haar, verfallen keiner Scheere.

4.

Man sah's ihm an, es war ihm so gegeben
Der kecke Gang, die sichre Heldenruh;
Denn rasch und unbefangen schritt er eben
Grad vor sich hin dem Marktgedränge zu.
Wer ist's? Wer ist's? Sehn wir Apollon schweben
In unsrer Mitte? — Wer? — Nein, bist es du,
Den Aphrodite liebumfangend küßte,
Ares, der Gott der wilden Kampfgelüste?

5.

Sie sind ja todt Iphimedeiens Sprossen,
Auf Naxos starbt ihr, Otos, Ephialt.
Auch Tityos, von Artemis Geschossen
Blitzschnell ereilt, ist lange todt und kalt.
Um Liebe ist sein Heldenblut geflossen;
Vermeßner Liebe that er nicht Gewalt!
Sie riß erzürnt den Pfeil aus ihrem Köcher,
Daß Lieb' nur schlürfe aus erlaubtem Becher.

6.

Wie solche Reden durch die Menge flogen,
Sieh da, da naht ganz eilig Pelias.
Maulthiere kamen mit ihm angezogen,
Blank war der Wagen, drauf der König saß.
Der senkte finster seiner Brauen Bogen,
Als er den sonderbaren Jüngling maß;
Denn ach, er sieht — das Einz'ge wollt' er sehen,
Den Einbeschuhten leibhaft vor sich stehen.

7.

Doch offne Furcht muß sich der Würde schmiegen.
Der König spricht: weß Landes, fremder Mann?
Nenn' Deine Mutter, dein Geschlecht, doch Lügen,
Das hass' ich, wie's nur einer hassen kann.
Mit holden Worten und mit festen Zügen
Hob nun der göttergleiche Jüngling an:
Ein Wort vorauf! Chiron hat mich erzogen,
Und nie hat Chirons weiser Mund gelogen.

8.

Von Chirons Grotte lenkt' ich meine Schritte
Zu dieser Stadt. Dort lebt' ich zwanzig Jahr.
Du greise Philyra mit schwankem Tritte,
Chariklo du, und du, geliebte Schaar,
Kentauren-Töchter, rein und keusch von Sitte,
Euch dank' ich Lehr' und Weisheit immerdar.
Lebt wohl! Verzeiht! Ich mußte euch entfliehen,
Um in mein Reich, mein Erbe einzuziehen.

9.

Hier bin ich! Hier erhebt sich meiner Ahnen
Uralter Herrschersitz. Zeus gab dies Land
Den Aeoliden, es zurückzumahnen
Hab' ich zur alten Heimath mich gewandt.
Wohl weiß ich es, daß Pelias von den Bahnen
Des Rechtes wich, daß seine gier'ge Hand,
Noch eh' ich selbst der Sonne Licht erblickte,
Sich mit dem Scepter meines Vaters schmückte.

10.

Daß nicht des neugebornen Kindes Lallen
Errege des Empörers Frevelmuth,
Ward ich in des Palastes dunkeln Hallen
Als todt betrauert, heimlich dann der Hut
Der Nacht vertraut, und während Nänien schallen,
In Windeln, köstlich roth von Purpurblut,
Hinweggebracht auf eines Dieners Arme,
Daß Chiron meiner Kindheit sich erbarme.

11.

Und nun, geliebte Bürger, laßt mich schweigen,
Ihr wißt, woher ich stamme, wer ich bin?
Nun wollt mir doch, ihr Lieben, deutlich zeigen,
Wo geht's nach meines Vaters Hause hin?
Bin ich doch einer von des Aeols Zweigen,
Ein Landeskind, euch zugethan im Sinn:
Jason heiß ich, denn Jason nannte
Der Halbgott mich, zu dem man einst mich sandte.

12.

Jason grüßt der Väter heil'ge Schwelle;
Das Vaterauge kennt ihn alsobald,
Aus seinen silbergrauen Wimpern wallt
Herab der Freudenthränen süße Quelle.
Er sieht ihn an — Lust bebt ihm durch die Seele —
Sein Liebling ist die schönste Mannsgestalt.
Und schnell durchfliegt Jasons Ruf die Gauen,
Die Sippe eilt, ihn froh sich zu beschauen.

13.

Da, wo die klare Hypereia flüstert,
Regierte Pheres und sein Ziel lag nah,
Doch Onkel Amithas, Pheres verschwistert,
Ein gut Stück Weg's aus Sparta vor sich sah.
Und auch die Vettern nach dem Vetter lüstert,
Glückwünschend sind Melamp, Admetos da.
Die all' erfreut Jason bei den Malen
Mit süßer Red' und gastlichen Pokalen.

14.

Geschenke theilt er unter seine Gäste,
Rings um die Tafel strahlt er Lust und Licht.
So fliehn die Tage, aber nicht die Feste;
Denn fünfmal dunkelt's, fünfmal bricht
Der Morgen an, und unerschöpflich flicht
Er ihnen seiner Kränze allerbeste.
Bis endlich, als sie lang genug gefeiert,
Er ihnen ernst sein ganzes Herz entschleiert.

15.

Und nicht vergebens! Denn die Sippen sprangen
Von Tafel auf mit ungeduld'ger Hast;
Fortstürmend dann, vorauf Jason, drangen
Sie in des Königs Pelias Palast,
Der Schaar entgegen kam er selbst gegangen,
Der Tyro Sohn und Aeols Nebenast.
Jason sprach — ein Wehen sanfter Klänge
Entströmte ihm, ob Frieden ihm gelänge.

16.

Poseidons Sohn! Die Meng' ist leicht verständlich!
Hier schwebt das Recht — dort langt der Thoren Hand.
Wär'n nur die Nachweh'n nicht! Man sieht sie endlich
Hinschwindeln wie an steiler Felsenwand.
Doch vor der Menge sei der Edle kenntlich —
Uns ziemt ein klar durchwaltender Verstand,
Es läßt uns schön, durch ein gerechtes Leben
Auch in die Zukunft Heiterkeit zu weben.

17.

Denn Eine Mutterbrust mit süßer Weide
Hat Kretheus und Salmoneus einst vereint,
Salmoneus, der sich mit vermeßnem Neide
Hoch über allen Lebenden gemeint.
Der beiden Enkel nennen wir uns beide,
Die jetzt der Sonne goldne Macht bescheint:
Wo Haß und Hader Blutsverwandtschaft stören,
Da wenden von dem Greu'l sich ab die Mören.

18.

Drum hüt' ein Gott, daß wir mit Lanz' und Schwerdte,
Uns theilen unsrer Ahnen große Macht.
Nimm hin für dich die wollgelockte Heerde,
Die bunten Rinder, der Gefilde Pracht,
Die ganze Fülle, die dein Raub begehrte,
O nimm sie hin, sie ist dir zugedacht.
Von keiner Mißgunst wird mein Herz beschattet,
Seh ich dein Haus so prächtig ausgestattet.

19.

Doch laß den goldnen Stuhl mich wieder füllen.
Auf welchem einst der Sohn des Kretheus saß,
Von dem herab er nach der Götter Willen
Dem rossefrohen Volke Rechte maß.
Nicht Gold und Gut kann meine Sehnsucht stillen,
Den Scepter gib, der Ahnen Thron verlaß!
Noch ist es Zeit, noch schläft der Wechselkummer;
Weck' den Verderber dir nicht aus dem Schlummer.

20.

Der Jüngling schwieg. Der König sprach, mein Wille
Begegnet deinem Wunsche, deinem Rath.
Ich breche ab, ich fühl's mein Alter naht,
Dir aber schäumt der Jugend Aetherfülle,
Nur Eines! Daß sich endlich wieder stille
Der Unterirdschen Zorn, sei deine That.
Noch walten über uns die nächt'gen Götter,
Sei mein, sei dein, sei des Geschlechtes Retter.

21.

Schon lange winkt uns Phrixos blasser Schemen
Zur Seelensühne fern nach Kolchis Strand,
Des Widders zott'ges Vließ mit heimzunehmen,
Auf dem er Rettung vor der Ino fand.
„Zur Seefahrt müßt ihr schleunigst euch bequemen!“
So klang es an Kastalias Quellenrand;
Denn, durch ein Traumgesicht dazu bewogen,
War forschend zum Orakel ich gezogen.

22.

Wirst du die Fahrt, die wagliche, beginnen,
Vollenden, dein sei dieser Binde Zier.
Ich schwör's, mein Wort soll nun und nie zerrinnen,
Der Götter Gott sei zwischen mir und dir!
Der König schwört. Der Bund besteht. Von hinnen
Eilt schnell Jason voll von Ruhmbegier:
Herolde treibt er selbst nach allen Winden,
Die Fahrt, die nun im Schwange, zu verkünden.

23.

Bald langen, der Gefahr die Stirn zu bieten,
Alkmenens Sohn und Ledas Kinder an;
Sie sproßten vom erhabnen Uraniden
Die Drei, nicht matt zu kämpfen auf dem Plan.
Auch Jene, hochgelockt, des Ennosiden
Untadelige, stolze Söhne nahn:
Euphem von Tänaron und Periklymen
Von Pylos Höhn, ein Paar, das hoch zu rühmen.

24.

Appollons Sohn, der holde Saitenschläger,
Liedvater Orpheus nahet ruhmbeglückt.
Sein Brausepaar Eryt, Echion schickt
Hermes heran, des goldnen Stabes Träger,
Sturmkönig Boreas die wilden Jäger
Zetas und Kalais, von ihm bespickt
Auf beiden Schultern mit purpurnen Flügeln:
So rauschten die von des Pangäos Hügeln.

25.

Und Hera fachte süßes Allverlangen
In den Halbgöttern nach der Argo Bord;
Daß keiner war, der blieb daheim behangen
Bei seiner Mutter fahrlos in dem Port.
Und würden sie von Nacht und Tod umfangen,
Vom Meer verschlungen, vom Geschoß durchbohrt,
Sie sähn in ihrem, in der Freunde Ruhme.
Des tapfern Herzens allerschönste Blume.

26.

Versammelt war die Blüthe der Matrosen,
Jason lobt sie und beschickt den Zug.
Voran geht Mopsos, der aus heil'gen Loosen
Die Zukunft forschte und aus Vogelflug.
Schon sind sie da, wo Wellen sie umkosen,
Schon schwebt der Anker hoch am Vorderbug,
Da faßt die goldne Schaale, draus zu spenden,
Des Schiffes Führer mit geweihten Händen.

27.

Er rief den Blitzspeerschwinger, der im Rathe
Der Götter thront, er rief der Fluth Geroll,
Der Winde Schwingungen, die nassen Pfade,
Die Argo weithin nun durchziehen soll;
Er rief die Nacht, das Licht, der Rückkehr Gnade,
Er rief sie an, und ihm entgegenscholl
Des Donners Glückhall, aus zerrißnem Dunkel
Stahl sich der Blitze leuchtendes Gefunkel.

28.

Und hoch auf athmete die Heldenrunde,
Des Zeichens froh, das Götterhuld versprach.
Und „zu den Rudern" tönt es aus dem Munde
Des Sehers, der die süße Hoffnung pflag.
Da ging die Argo unter'm Ruderschlag
Davon, dahin mit Westgehauch im Bunde.
Das trieb sie bald an des Axinos Thor,
Nach dem vorhin kein Segler sich verlor.

29.

Am Ufer ließen Rudel von den glatten
Goldhaar'gen Stieren, Thraker Schlag, sich sehn.
Auch sahn sie neu gefügt aus steinern Platten
Dort eines Altars heil'ge Brüstung stehn.
So weihen sie in grüner Haine Schatten
Poseidon einen Tempel, weihn und flehn,
Hinsegelnd in den Abgrund der Gefahren,
Zum Gott, der kann, wenn er sie will, bewahren.

30.

Bewahren sie vor dem Zusammenschwunge
Der beiden Felsen, die im tollen Sprunge
Noch ungestümer kamen angesaust,
Als wie die Windsbraut über'n Himmel braust.
Doch jetzt erlosch ihr inn'rer Lebensfunke.
Zum Phasis drang die Schaar, wo ihre Faust
Sich nun versuchte an den schwarzverbrannten
Kolchern, in des Aietes Herrscherlanden.

31.

Die hochverehrt am kyprischen Gestade,
Sie, deren Sohn der schärfste Pfeil entschwirrt,
Sie brachte, nun zuerst, auf luft'gem Pfade
Den Zaubervogel, der das Herz verwirrt.
Gespreitet lag der Bunte auf dem Rade,
An das sie über Kreuz ihn angeschirrt:
Den Jüngling lehrte sie durch süßes Minnen
Medeiens Herz im Fluge zu gewinnen.

32.

Daß Liebe stürme in das Königskind,
Daß Hellas all' ihr Sehnen angehöre,
Daß sie der Eltern heil'ge Scheu verlöre —
Und — o wie bald — sie preßt ein Oel gelind,
Drob sich der Schmerzen, den sie liebt, erwehre
In jedem Kampf, auf den ihr Vater sinnt:
Da schwören sie, sich unter Hellas Sonne
Zu einen in des Ehebettes Wonne.

33.

Der König nun, gewiß der Siegespalmen,
Stellt in die Mitte einen Demantpflug,
Spannt ganz allein davor der Stiere Zug,
Aus deren Nüstern lohe Flammen qualmen,
Die ungeduldig ab und zu den Bruch
Mit erzbeschlagnen Hufen dumpf zermalmen.
Die treibt er eben vorwärts und beschafft,
Daß sechs Fuß tief der Erde Rücken klafft.

34.

Darauf Aietes wendet sich und spricht:
Kann mir der Schiffsherr solches nachverrichten,
Mag er von Stund' an froh die Anker lichten;
Den Preis dafür verweigre ich ihm nicht:
Auf jene ew'ge Decke mit dem dichten
Gelock von Golde leiste ich Verzicht.
So sprach er, und Jason ohne Zagen
That ab sein Kleid, um es darauf zu wagen.

35.

Den Helden läßt die Flamme unversengt —
Nicht ohne jenen Zauber mocht's ihm glücken —
Er packt den diamantnen Pflug, und zwängt
Die mächt'gen Stiere in's Geschirr. Die bücken
Sich der Gewalt, die über ihren Rücken
Werkförderlich den bittern Stab verhängt:
So treibt er sie mit manchen wackern Hieben
Bis an das Ziel, vom König vorgeschrieben.

36.

Aietis staunte, doch sein Staunen war
So lautlos, wie der Seufzer, der ihn preßte.
Doch fröhlich reichten nun des Königs Gäste
Dem Helden ihre Freundesrechte dar,
Sie schlangen kosend ihm in's reiche Haar
Den grünen Schilf, den nah die Welle näßte
Darauf des Strahlengottes Sohn gestand,
Wo Phrixos Schwerdt das Goldfell ausgespannt.

37.

Doch hofft er, daß der Jüngling nicht erreiche
Der Wünsche Ziel in jenes Waldes Schacht,
Allwo die Decke blinzte im Gesträuche,
Von eines Drachen gräusem Schlund bewacht.
Von Kopf zu Schwanz, von Weiche bis zu Weiche
Ward selbst die Argo von ihm überragt.
Sein Auge sah man furchtbar um sich blicken
Und tausendfarbig schillern seinen Rücken.

38.

Der König hofft — wozu viel Worte machen —
Jason schlug, er schlug mit List den Drachen,
Er nahm Medeia mit an Argo's Bord
Medeia mit und auch — des Pelias Mord.

Anmerkungen.

Zur ersten Stanze.

1) Minyer heißen die Argonauten, weil von ihnen die meisten ihr Geschlecht vom Könige Minyas ableiteten. 2) Pelias war König von Jolkos in Thessalien — ein Kronräuber, wie es später aus dem Gedichte erhellt. Er war von Mutterseite her ein Nachkömmling des Aeolus, und Neffe des Aeson, den er verdrängt hatte. Unter den fünf Söhnen des Aeolus — den die Sagengeschichte an die Spitze eines griechischen Stamms hinstellt — sind es folgende drei, auf die im Gedichte Rücksicht genommen wird:

Kretheus, Salmoneus, Athamas.

Von dem Stammhalter Kretheus, als dem ältesten der Söhne stammte Aeson, der Vater des Jason. Vom Salmoneus stammte die Tyro, welche mit Poseidon (Neptun) vermählt, den Pelias in die Welt setzte.

Der Sohn des Athamas ist jener Phrixos, der Stanze 21 erwähnt wird.

Zur zweiten Stanze.

1) Delphi lag den alten Griechen im Mittel der Erdscheibe. 2) Unter dem Einbeschuhten verstehe Jason.

Zur fünften Stanze.

Otos, Ephialtes, Tityos sind abentheuerliche, riesiggestaltete Jäger der hellenischen Sagenwelt; Pindar veredelt sie gewissermaßen,

daß er sie an dieser Stelle einführt. Tityos verliebte sich in die Leto (Latona), die Mutter der Artemis (Diana), welche ihn zur Strafe seiner Kühnheit mit einem Pfeil erlegte.

Zur sechsten Stanze.

Jason büßte den Schuh am linken Fuße ein, als er auf seiner Wanderung durch das Flüßchen Anauros setzte.

Zur achten Stanze.

Philyra war die Mutter des Chiron, Chariklo, Apollons Tochter, seine Frau.

Zur dreizehnten Stanze.

Die beiden Erstgenannten sind Brüder des Aeson, die letztgenannten ihre Söhne. Amythas oder Amythaon hatte Pylos in Messenien gegründet. Pheres kleines Gebiet lag in der Nähe von Iolkos (Pherae). Die Sitte, Gastgeschenke zu ertheilen, ist altgriechisch.

Zur siebenzehnten Stanze.

Unter den Mören stelle man sich die wechselseitigen innigen Beziehungen vor, die zwischen Blutsverwandten Statt finden. Den Griechen besonders war ein solcher Wink von tiefergreifender Natur. Der griechische Leser dachte dabei unwillkürlich an die Häuser des Pelops, des Kadmos, und eine Reihe furchtbarer Greuel schwebten seiner Phantasie vorüber.

— es schmiedete

Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band,
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick.

(Göthe, der diese Worte seiner Iphigenie in den Mund legt, hat selbst in seinem Fragment, Elpenor, ein Seitengemälde zu dem Hause des Pelops aufgestellt. Dies Göthische Fragment ist ein Torso, der Unsterblichkeit seines Meisters gleichsam auf eigene Hand fordert.)

Zur zwanzigsten Stanze.

Phrixos war fern von der Heimath in Kolchis gestorben. Nun mußten, nach altgriechischem Volksglauben, die Verwandten solcher Verstorbenen, wollten sie den Zorn der Todtengötter nicht auf sich laden,

die Leichname derselben nach der Heimath zurückschaffen, wo dies nicht anging, ihre Seelen durch geheime Opfer und Gebete heraufbeschwören, und zurückbannen. Während also die übrigen Griechen, die auf der Argo sich eingeschifft, ausschließlich nach dem Besitze des goldenen Vließes trachteten, unternahm Jason vorzugsweise jene Entführung des Gesammthauses der Aeoliden.

Zur einundzwanzigsten Stanze.

1) Die Quelle Kastalia bei Delphi. 2) Phrixos, Bruder der Helle, Sohn des Athamas und der Nephele. Um sich, wie Pindar sich ausdrückt, vor den Bosheitsgeschossen ihrer Stiefmutter Ino oder Demodike zu retten, flüchteten beide Geschwister auf dem von ihrer rechten Mutter ihnen geschenkten goldnen Widder über's Meer.

Zur dreiundzwanzigsten Stanze.

Pindar führt nur die ausgezeichnetsten Argofahrer an. Der Sohn der Alkmene und des Zeus war Herakles; die Zwillinge, mit denen Leda vom Zeus schwanger ging, sind Kastor und Polydeukes (Pollux), Unter dem Ennosiden — Erderschütterer — verstehe Poseidon. Die in der folgenden Strophe erwähnten Halbgötter sind die Söhne des Hermes (Mercur) und des Boreas, welche letztere auf dem vielumstürmten Pangäos, einem Gebirge des nördlichen Thraziens hausten; daher ihre Sturmfittiche.

Zur dreißigsten Stanze.

Phasis, ein Strom in Kolchis, in welchen die Argonauten einliefen, und somit das Ziel ihrer Reise erreicht hatten.

Zur einunddreißigsten Stanze.

Des hier erwähnten Zaubervogels bedienten sich — in der beschriebenen Lage, nur daß man sich das Rad im Schwunge denken muß — die griechischen Zauberweiber, um spröde Herzen in den buntesten Liebeswirbel zu versetzen. Veranlassung zu diesem Zauberwahn — und von welchem hinsichtlich der Liebe waren die alten Griechen und sind die heutigen frei — gab der Jynx oder Drehhals durch das schillernde Farbenspiel seines nie ruhenden Halses. Ein geflügelter Commentar zu unserm Volksliede:

Ich weiß nicht was mir fehlet
Ich sterb' vor Ungeduld u. s. w.

Diesen Vogel brachte nun Aphrodite — und damals zuerst — vom Olymp herab und stellte ihm Jason zu, den sie außerdem in and rn Liebeskünsten, als da sind: „leises Flehen, süßes Bitten" (λιτάς τ' ἐπαοιδὰς ἐκδιδάσκησεν Αἰσονίδαν) unterwies. Und er war sehr gelehrig, σοφός.

Zur zweiunddreißigsten Stanze.

1) Das Peitho sie geißle — das ist Pindars Bild, wofür ich „daß Liebe in sie stürme" gesagt habe; obgleich mehr als irgendwo, an dieser Stelle fühlend, daß ich nur einen schwachen Schatten von Pindar wiedergab. 2) Unter dem Oel, das Medea ihrem Geli bten aus Pflanzensäften bereitet, ist ein wunderthätiges, besprochenes zu verstehen.

Der Stier.

Das goldne Kalb.

I.

Mathilde F. an Laura H.

Wir waren heute Abend in Gesellschaft beim Präsidenten, und kamen sehr spät nach Hause. Mitternacht ist lange vorüber, ich sollte schlafen gehn; aber ich kann noch nicht schlafen. So denke und schreibe ich an dich.

Die Nacht ist eben nicht so warm und ich habe mein Schnürleibchen aufgetrennt; aber mir ist so beklommen um's Herz und mein Blut ist so in Wallung, daß meine Feder recht unbarmherzige Stiche in das arme Rosenpapier macht. Ich bin krank, fürchte nichts, meine süße Laura. Vielleicht bekommt mir das späte Tanzen nicht gut, zum Fortepiano tanzt man nicht so leicht, es greift mehr an. Den un=

ausstehlichen Grafen P. am Arm vergeht mir die Luft ohnehin.

Der Präsident hat meinem Vater allerheimlichst die Eröffnung gemacht, daß allerhöchste Gnaden von Seiten des Königs von D. ihm bevorstünden, Titel, Orden, ein Adelsdiplom, was weiß ich. Vater hat die neue Anleihe zu Stande gebracht.

Was geht dich die neue Anleihe an. Und doch. Du hast deinen kleinen Karl. In diesem Augenblicke vielleicht nimmst du deinen Liebling aus der Wiege und gibst ihm die Brust und streichelst ihm die allerliebsten, seidnen Löckchen — zittre, Laura — die neue Anleihe kann die seidnen Locken deines Lieblings frühzeitig in graue verwandeln, er ist durch sie mit allen jetzigen und künftigen Staatsbürgern meinem Vater und seinen Nachkommen in Schuld verfallen.

Du bist so ahnungslos bei allem, was geschieht; es ist schlecht von mir, daß ich dich ängstige.

Ein unheimliches Zwielicht webt durch mein Zimmer; es rührt vom Monde und von der Lampe her. Letztere brennt abscheulich dunkel. Ich habe mein Kammermädchen zu Bett geschickt. Nun fürchte ich mich beinahe.

Die Lampe wird kein Oel haben. Sie möchte wohl brennen so gerne, doch u. s. w. Was hilft ihr die elegante Form und die schöne Vergoldung. Vater sagte neulich, daß sie vierzig Louisd'or kostet. Für einen Pfennig Oel dazu wäre sie eine Lampe.

Du siehst, ich habe Lust, über neue Anleihen und goldene Lampen zu philosophiren. Der König Salomo saß ohne Zweifel vor einer ähnlichen, als er seine verdrießlichen Predigten schrieb und der König und seine Lampe hatten keinen Strahl mehr übrig, um ihre eigene Herrlichkeit zu beleuchten und zu belächeln.

Ich kehre vom Balkon zurück. Die Lampe brennt noch, kämpft noch — es liegt etwas Grauenhaftes im Anblicke einer sterbenden Flamme. Dennoch mag ich sie nicht auslöschen. Hinaus mit ihr. Sie soll sich zu Tode quälen, so gut wie ein Mensch.

Ich kritzele diese Zeilen ungestört weiter mit Hilfe des Mondlichtes, das hell auf mein Papier flimmert. Dabei sitze ich vor dem Fenster. Die Nacht ist entzückend, alles still, alles Elend schläft.

Es ist viel Elend in einer großen Stadt, Laura. Der Schlaf muß es bändigen. Er legt das Elend einige Stunden an die Kette der Vergessenheit. Aber

die Sonnenstrahlen sind ungeduldig, und ihre ärmlichsten Opfer holen sie sich am früheſten ab.

Drüben der Gasse, im Oberstübchen eines wüsten verfallenen Hauses — die Leute hier nennen so ein Haus mit vielen armen schmutzigen Familien einen Bettelpallast — da brennt noch ein einsames Licht, da wohnt ein Schneider und der Mann sitzt noch auf und arbeitet. Ich bemerke an der verblichenen grünen Gardine den Schatten seines Schattens, seine ängstlich gekauerte Gestalt, die einförmige Bewegung seiner Hand. Diese Hand muß fünf Kinder ernähren und eine Frau, die faul und zänkisch sein soll.

Die Uhr schlägt drei. Gute Nacht, süße Laura.

Noch einmal zieht es mich zurück ans Fenster. Der arme Mensch hockt noch immer auf seinem Tische. Es scheint mir sogar, daß er noch heftiger arbeitet, seine Nadel muß geflügelt sein. Geh zu Bett, Meister, Morgen ist auch ein Tag.

Wird er sanft und ruhig schlafen, wenn er meinem Rathe folgt und zu Bett kriecht. Wird er behaglich schnarchen, wie sein Nachbar, der dicke Advokat, das Confektschweinchen? Ich fürchte, nein. Es flimmert ihm vor den Augen, er bekommt Rückenschmerzen, Seitenstiche, Brustbeklemmungen, er liegt

auf Nadeln, und vielleicht erwacht sein böses Gewissen — gerechter Gott! sein böses Gewissen, weil er nichts hat, weil er morgen zahlen soll, weil das Gericht zur Pfändung seiner letzten Armseligkeiten schreiten wird.

Morgen will ich ihm wieder Geld schicken. Warum verlangt er nichts, warum bringt er sich nur bei Nacht durch seinen Schatten in Erinnerung.

Was er vorhat? Seit fünf Minuten schwankt er mit einem brennenden Licht im Hause umher, die Treppe auf und ab. Nun reißt er das Dachfenster auf — das Licht flackert im Zugwinde und beleuchtet ein übernächtiges verzerrtes Gesicht.

Dieses Gespenst wird mir im Traum erscheinen.

Morgens 10 Uhr.

Denke Dir, der Mensch ist todt. Ich habe seinetwegen eine schreckliche Nacht gehabt. Die Todesangst war es, die ihn im Hause umhertrieb, zuletzt vor die Thür. Er lehnte sich an die Pfosten und schlug sich einigemal heftig vor die Brust, und in der linken Hand hielt er noch immer das ausgewehte Licht. Ohne einen Schrei oder einen mir hörbaren Angstruf von sich zu geben — Fanny sagt, er hat nicht schreien wollen, um die Nachbarschaft nicht zu

wecken — schoß er plötzlich in die Höhe und eben so plötzlich in sich zusammen. Ich sah noch, wie er die Treppe hinabrollte, flog nach Fanny's Bett, ließ sie aufstehen, die Bedienten wecken, schickte den einen mit Essig hinüber, den andern zum Arzte, aber als dieser ankam, erklärte er, daß alle Hilfe vergeblich sei. Der Tod hielt seine Beute fest — glücklicherweise.

Nun winselt die schlechte Frau mir die Ohren voll. Für die Kinder will ich etwas thun.

Welch' klägliches Ende eines kläglichen Menschenlebens. Und wie ende ich meinen nächtlichen Brief. Soll ich ihn zerreißen, oder absenden? Mag es sein, du erhältst ihn. Aber erquicke bald durch einige Rückzeilen

Deine Mathilde.

II.

Aus Karl B.'s, eines jungen Norwegers Tagebuche.

Junimonat.

Der Harald, Capitain Ludström segelt erst in vier Wochen. Vier Wochen sind eine lange Zeit, wenn man nach zweijährigen Irrfahrten mit sehnsüchtiger

Ungeduld der Heimath zueilt; doch will ich sie abwarten. Ein Jugendfreund, wie Luodström, bringt diesen Aufschub unterwegs wieder ein.

„Herr J. läßt Herr C. B. auf eine freundschaftliche Suppe einladen.“ Ich danke. Ich säße lieber mit dem grauenhaften steinernen Gast allein zu Tische, als in der Runde mit zwölf goldenen Gästen.

Es wird mir doch ein wenig schwül bei dem Gedanken an die vier Wochen. Alles um mich her handelt, kauft und verkauft. Auf Gassen und Kanälen eine rastlose wüste Geschäftigkeit. Hier schwebt eine Tonne in der Luft, dort wird ein Ballen geschnürt — es wundert mich, daß die Menschen nicht einmal unversehens sich selber mit einpacken. Aber, genau betrachtet, lassen sich alle gehörig Zeit. Auch der Fluß schiebt sich langsam mit breitem Rücken, wie ein Lastträger, unter meinen Fenstern vorüber.

In früherer Zeit bewegte sich der Verkehr dieses Freistaates auf einem religiösen und republikanischen Untergrunde. Daher der ehrenfeste Schritt des alten Reichsstädters. Seitdem hat die Zeit diesen Untergrund



langsam unter den Füßen weggezogen. Daher die allgemeine Schwindelei und das wilde aufgelöste Haschen nach Erwerb und Reichthümern.

Glücklicherweise ist das Volk von Haus aus an eine verständige, gutmüthige und lebenslustige Natur festgeknotet. Wie müßte es sonst, bei der Auflösung so vieler geschichtlich-moralischer Bindemittel mit furchtbarer Schnelligkeit in den sitten- und charakterlosesten Menschenhaufen auseinanderstieben.

Welche Nachgedanken hinterläßt nicht eine einzige glänzende Equipage, die nach der Börse rollt, oder in den Thorweg eines hohen geschmackvollen Hauses einbiegt — alle Hüte, selbst der bürgermeisterliche, lüften sich voll Ehrfurcht — ein neugieriger Blick, der nach Betrachtung der goldbordirten Lakeien in das Innere streift, zeigt dem Volke den Verehrten, der darin sitzt und behäglich die Beine ausstreckt, als denselben Bandjuden, der noch vor einigen Jahren andringlich und schäbig in Gängen und Gassen seine Waare ausschrie. Und so wird ein Jeder stündlich, minütlich auf das große Thema verwiesen, wie er zu Geld und damit zu Ehre, Ansehen und Genüssen gelange.

Glücklicherweise, wiederhole ich, ist das Volk von Natur kompakt, grob und derb, auch nicht ohne den

neckischen und freilich oft unfläthigen Humor des niedersächsischen Ulysses oder Ulenspegels. Seine Grobheiten kommen mir vor wie die Hufschläge eines Rosses, das noch Hafer und Freiheit in den Knochen fühlt. Ueberall betrachte ich die Grobheiten des Volkes aus einem andern Gesichtspunkt, als woraus die vornehmen Leute sie betrachten. Platt oder witzig, nur rücksichtlos, halte ich sie für eine Art von Selbstvertheidigung und Nothhilfe des Volkes gegen den Uebermuth des Gelehrten, Vornehmen und Reichen; als das einzige Zufluchtsmittel, das die höhern Stände ihm übrig gelassen, seine Persönlichkeit, seinen graden Verstand, sein Rechtsgefühl, seine Ansprüche auf billig gleichere Vertheilung der Lebensgenüsse nach oben sichtbar zu machen; als ein erfreuliches Zeichen, daß es Faust, Zunge und Glieder noch frei hat von dem infamen Netze persönlich werthloser Ohren, welches Reichthum und Macht über die bürgerliche Gesellschaft verhängen; als eine sichere Bürgschaft endlich, daß noch ein tüchtiger Menschenkern in ihm stecke, der eben durch die rauhgeborstene Hülle vor der allgemeinen Verwitterung in Schutz genommen wird. Der norwegische Landmann, der kernhafteste auf dem Erdboden, ist höflich, gesprächig, zuvorkommend, ohne den



geringsten Anflug von grober Laune. Warum? Er verkehrt mit seinesgleichen, er fühlt sich geachtet, frei, glücklich, er bildet die Nation; diese Nation ist die einzige in Europa, die weder eine Aristokrasie des Reichthums noch eine Aristokrasie der Geburt in ihrem Schooße leidet. Verletzt in seinem Heiligsten würde er eben so gut wie der Niedersachse, der Engländer von Humor und Grobheiten übersprudeln. Läge es im Charakter des Eckenstehers Nante, nicht bloß versoffene und gemeine, sondern auch nüchterne grobe Witze zu reißen in der Stadt der Junker, der Banquiers, der geheimen Staatsräthe — der Eckensteher Nante wäre eine gefährliche Person für die preußische Monarchie. Allein das Berliner Volk ist so fade, so lotterig, so angegangen und anbrüchig von Charakter, daß es sich zur Genialität einer handfesten niedersächsischen Grobheit nicht aufschwingen kann. Die Hamburger Witze haben den frischen Geruch von einem derben Stück Rindfleisch, die preußischen Witze riechen nach Hautgout von Wildprett, nicht nach geschossenem, nach gefallenem und verhungertem Wildprett.

O mein Glommen, daß ich erst wieder, von der Jagd zurückkehrend, wie ehemals säße und ausruhte

auf einem der braunen Felsstücke an deinem jähen Ufer. Als ich ein Knabe war, streiften von dort meine Blicke sehnsüchtig herunter nach dem schönen warmen Europa, das hinter den Wellen der Nordsee auftauchte, nach den grauen Küsten und Buchten, wo die Rollo's und die Tankrede eisengeharnischt an's Land sprangen und mit Hilfe ihrer guten Schwerdter mährchenhafte Königreiche und Fürstenthümer improvisirten. Weniger romantisch aber eben so feurig blickte ich als Jüngling auf das Europa der Institutionen, der Maschinenwunder, der geistigen Bewegung. Völlig enttäuscht und einen breiten Strom von Zorn, Mitleid und Verachtung im Busen, werde ich in Zukunft nur ungern meine Blicke auf jenes unglückliche betrogene Europa heften, das ich auf meiner Wanderung kennen lernte.

Wäre ich so engherzig, um nur Norweger zu sein, so eitel und kleinlich, um nur die Begegnisse meiner Person in Betracht zu ziehen, ich würde vielleicht mit einem behaglichen Gefühl patriotischer und persönlicher Befriedigung in den Norden zurückkehren. Dein junger Norweger, mein Glommen, war überall wo er sich zeigte, eine Erscheinung, welche eine ganz besondere Art von Aufmerksamkeit auf sich zog. Er fand in

den Gesellschaften der Hauptstädte eine so neugierige und schmeichelhafte Betrachtung, daß er, um nicht eitel zu werden, sich öfter den Gedanken vergegenwärtigen mußte, man begrüße in ihm nur sein interessantes Vaterland und mache seiner romantischen Abkunft ein höfliches Compliment. Die Salons von Paris und London, von Mailand und Berlin thaten schön und zierten sich mit dem jungen Norweger; die lustigen Elegants schüttelten ihm altväterlich bieder die Hand, und die lüsternen Damen blickten ihm so unschuldig in die Augen, als ob sie ihre Blicke den Sennerinnen der höchsten Alpenthäler gestohlen hätten.

Weiß der Himmel, ich verlangte und erwartete nichts von dem.

Ich suchte auf dieser Höhe der Gesellschaft die Menschen auf, welche die revolutionäre Zeit auf ihr Schwungrad genommen und nach oben geführt hatte, die Häupter der neuen socialen Ideen, das gesellschaftliche Unterhaus der Nation, würdig gegenübergestellt der alten antisocialen Adelsklique, welche vor der französischen Revolution die gute Gesellschaft so ausschließlich repräsentirte, wie sie im Besitze der höhern Staatswürden sich befand. Kurz, ich suchte die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die Frucht eines

halbhundertjährigen Völker- und Ideenkampfes und der hochgerühmten immer fortschreitenden Civilisation.

Saubere Frucht, fluchwürdige Civilisation, welche die ehrloseste und verderblichste aller Aristokrasien, die des Reichthums, zu der Aristokrasie der Geburt hinzugefügt und ein halbgeschundenes Emporkriechergesindel zu Herren der Nation gemacht hatte.

Dort oben, im Sonnenschein des Glückes, sah ich riesige Giftpflanzen, emporgeschossen aus Sumpf und Moder, Brillenschlangen, die halbe Königreiche zum Frühstück verzehrten, feiste Blutigel, die ganze Nationen ausschröpften.

Und am Fuße dieser hohen und noblen Gesellschaft lagerte sich eine grausige Wolke des Elends, aus deren gelblich schwarzem Qualme mich von Zeit zu Zeit ein hohläugiges Kindergesicht, ein bleifarbiger Maschinenengel anstarrte.

Ich schaute hinauf, hinab, ich wandte mich hin und her, ich suchte irgendwo eine Macht der Ideen, ich tappte ängstlich mit der Hand nach den Speichen des großen revolutionären Schwungrades, das die Völker aus ihrer Erniedrigung gehoben — *ich griff* in die leere Luft.

Die Lage der Dinge hatte eine schreckliche Ein-

fachheit. Die Völker lagen am Boden und Flintenkolben und Geldsäcke stießen ihnen die Brust zusammen.

Europa, Frankreich an der Spitze, war um die Früchte seiner Kämpfe und Anstrengungen schändlich betrogen. Wie sich auch Kraft an Kraft entwickelte, moralisch, politisch, mechanisch, es ruhte ein Fluch auf ihrer Entwickelung, und sie mußte sich, auch widerstrebend, der Gewalt eines bösen Dämons überlassen, der sie an den Triumphwagen des scheuseligsten Egoismus spannte.

Lügenhafte liberale Institutionen dienten nur dazu, die Ausschweifungen des Königthums und des Reichthums unter ihre scheinheilige Aegide zu nehmen.

Die Revolutionen trieben auf kurze Zeit einen Teufel aus, und dieser war zurückgekehrt mit sieben andern Geistern, die ärger, als er selbst.

Und des Elendes sah ich kein Ende, nur Steigerung, Ausdehnung über den ganzen Erdkreis.

Werde ich mit solchen Erfahrungen und Gesichten das Glück wiederfinden, wo ich es ließ, an deinem Ufer, mein Glommen?

Diese Mathilde F. ist eine Bekanntschaft, die mich überrascht. Ich staune, und wage kaum den tiefen Eindruck zu prüfen, den sie auf mich macht. Sie ist mir eine reizende Unbegreiflichkeit. Wäre ich der Vater der Saintsimonisten, so würde ich mich versucht fühlen, die endliche Erscheinung des Weibes in ihr zu begrüßen und den **couple revélateur** mit ihr zu stiften. Wäre ich Katholik und Dichter, ich würde in dem schmerzlich ironischen Zuge ihres Madonnengesichts den Unheil deutenden Gesichtszug einer neuen Madonna lesen, die an ihrem eigenen Sohne zweifelt.

Der Graf P. macht ihr ernstlich den Hof. Es ist derselbe Graf, der in Florenz einem schnöde beleidigten Freunde und Landsmann von mir Genugthuung verweigerte, und in der schriftlichen Antwort, die er deshalb gab, sich spöttisch auf den Storthing vom Jahre 1824 berief, der habe bekanntlich allen Adel in Norwegen aufgehoben und damit auch alle Norweger für unsatisfaktionsfähig erklärt.

Mathilde nimmt seine zuversichtlichen Galanterien kalt und höflich auf. Sie hat entschieden etwas gegen ihn, während ihr Vater, einer der reichsten hiesigen Banquiers, in der Verbindung seines Hauses mit einem

alten reichsgräflichen, und noch dazu begüterten und einflußreichen Hause den Gipfel seines Ehrgeizes zu sehen scheint. Der Mann steht im Ankaufe einer Baronie, ob er gleich schon vier Rittergüter in verschiedenen benachbarten Provinzen besitzt.

Heut Nachmittag war ich eingeladen auf dem Landhause ihres Vaters, eine Meile von der Stadt. Sie hatte dort eine Gartengesellschaft versammelt, die aus eben so viel Herren als Damen bestand. Jeder Herr loste sich auf ihren Befehl die Dame, die er zu Tische führen und die übrige Hälfte des Tages unterhalten sollte. Sie selber behielt sich die Wahl frei und erzeigte mir als Fremden die Ehre. Nach Tisch erging man sich paarweise in den weitläufigen Anlagen des Gartens. Mathilde führte mich zu ihrem Lieblingssitze unter eine alte mächtige Buche. Sie fragte mich nach Heinrich Steffens. Wir Norweger erkennen ihn gern und willig als unsern Landsmann an, obgleich seine Geburt in Norwegen nur ein zufälliges Reiseabentheuer seiner dänischen Mutter war. Sie wollte von mir wissen, ob seine Natur und Sittenschilderungen so verlässig und lebenstreu wären, als sie in der That schienen. Ich bejahte dieses und ließ mich

hinreißen, ihr auf meine Weise eine Nachempfindung dieser erhabenen und reinen Gebirgswelt zu geben. Kein Fremder, sagte ich, wird auch nur eine flüchtige Reise durch Norwegen machen, ohne daß sich ihm der eine große Charakter dieses Landes, die freie Selbstständigkeit der Naturwesen und der Menschen aufdränge. Die Ströme fließen sich selber, die Berge stehen sich selber, die Menschen gehen sich selber. Dennoch faßt sie alle ein Rahmen und sie scheinen von gegenseitiger Achtung durchdrungen zu sein. Die Natur gebietet diese Achtung. Sie zwingt den Norweger zum Glück der Armuth, der Freiheit und der Gleichheit, füllt seine Brust mit großen einfachen Bildern und gibt seinen Kräften eine gemeinsame edle Richtung. Vor allem wehrt sie dem Krämerdünkel, der die Welt nur zum Handel und jeden Fluß zum Transport der Waaren geschaffen glaubt. Ihm erscheinen die rauschend berauschten, wilden, unschiffbaren Ströme meiner Heimath als wahre Stromungeheuer und Flußmißgeburten. Allein jeder Schritt über die Felsen, jeder Blick auf die geharnischt vorspringenden Granitbrüste, auf die drohend steilen Abhänge, die unbekümmerten, unbelasteten, lustig und wagehalsig dahinturnenden Ströme, die unbarmherzigen Klüfte, die jungfräulich klaren

und tiefen See'n, und dann, jede Einkehr in die Hütte des freiesten und gebildetsten Landmanns von Europa, fordert die anmaßendste oder krämerhafteste Seele auf, einen Theil Dünkel nach dem andern fahren zu lassen und hinter dem, was ihm nur von außen als leere Anmaßung, Titel, Besitz unwesentlich anklebt, den geborenen wahren Menschen herauszukehren. Einer so herausfordernden Natur und kräftig lauteren Menschheit gegenüber muß er entweder stehen und bestehen, oder in sein Nichts verschwinden.

Gibt es, rief sie plötzlich mit dem Feuer einer Korinna, gibt es keinen moralischen Zwang, der vermögend wäre den Naturzwang, wo er fehlt zu ersetzen und auf das Herz der Menschen ähnliche Wirkungen hervorzubringen. Kann nicht ein Gott die ewigen Menschenrechte als Felsstücke und Alpenhäupter in die flache Ebene der Gesellschaft schleudern, und den Menschen etwas zu fürchten und zu klettern geben? Kann nicht der entfesselte himmliche Strom der Poesie über die Felsen hinabbrausen und die unterdrückten Herzen wieder freudig zittern machen und Furcht und Schauer und Ohnmacht in die Herzen der Unterdrücker rauschen?

Wie gern hätte ich den schönen Mund geküßt, der so begeisterte Worte sprach. Ich drückte ihr leise die

Hand. Ob die Menschenrechte, sagte ich, je zu Felsen, die Poesie je zum donnernden Strome wird, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß schon jetzt eine Schlucht, ein Abgrund sich am Fuße dieser Gesellschaft öffnet, schauerlicher, tiefer und dunkeler, als irgend ein Abgrund der nordischen Fjällen u. s. w.

Morgen wird sie auf einige Tage verreisen. Sie hat mir das Wort genommen, ihre Rückkehr abzuwarten. Ich lese die Memoiren von Ouvrard. Welche Betrachtungen knüpfen sich an diese Lektüre. Die Geldspekulation schleicht auf tausend, die Wohlfahrt der Gesellschaft unterminirenden Wegen an das vorgesteckte Ziel. Ihr Hauptmittel ist, einen Mangel an Kredit, Geld, Korn, Waaren und Artikeln aller Art entweder herbeizuführen, oder auszuwittern und jedenfalls den vorhandenen mit dem schnödesten Egoismus zu benutzen. So sieht ein Ouvrard in der Zusammenberufung der Generalstände des Jahres 1789, ein Ereigniß, das eine große politische Aufregung, den Kampf der Partheien und damit einen lebhaften Wechsel von Schriften und Broschüren veranlassen wird. Gleich, in Folge dieser Bemerkung, schreitet er zum Ankaufe alles Druck- und Schreibpapiers, das in französischen Fabriken vorräthig. Einige Zeit darauf brandschatzt er das eifrig lesende Frankreich durch selbstge-

setzte hohe Papierpreise. Damit legte Duvrard den ersten Grund zu seinem Vermögen, das war der Antheil, den er nahm an dem Begin der französischen Revolution, und so benutzt Einer der reich werden will, hinterrücks mit der Rechentafel stehend, die Begeisterung seines Vaterlandes und seiner Zeitgenossen. Weit entfernt, sich darüber zu schämen, spricht er davon in seinen Memoiren, wie von einem glücklichen Geniestreich seiner Jugend. Werft mich, hörte ich denselben Duvrard einmal im Haag zu einer Gesellschaft von Diplomaten sagen, werft mich heute nackt auf die Straße, und erkundigt euch um ein Jahr, nach dem reichen Duvrard. Das sind die Menschen, welche die Welt unter ihre Füße kriegen. Keiner ist besser, die meisten sind schlechter, als dieser Franzose, der noch den glücklichen Leichtsinn seiner Nation in das ihm interessante Spiel mit Millionen überträgt. Welchem unter ihnen könnte ich's auch nur begreiflich machen, daß Duvrard mit seiner Papierspekulation Frankreich einen schamlosen Streich gespielt habe, der ihm zumal als jungen Franzosen, die größte Schande mache. Es ist lächerlich, dem heutigen Reichthum das Gefühl einer Scham anzumuthen, die etwa Cato's Stirn färben würde. Niemals aber hatte der Reichthum Scham,

edleren Schaam. Wie wäre er sonst Reichthum geworden? Vom Erzvater Abraham, der zuerst sein Schäfchen auf's Trockene brachte und von dem die Bibel erzählt, daß er sehr reich war an Vieh, Silber und Gold, von Abraham an, der mit seinen Schaafen, Rindern, Eseln, Kameelen, Knechten, Mägden und seiner in Pharaos Palaste geschändeten Hausehre aus dem nassen Aegypten mit trocknen Juden zog, von ihm bis auf Rothschild und Consorten, welch' hohe Berge Goldes bilden die zusammengeschleppten Reichthümer, und dennoch mag sich an ihrem Fuße ein Abgrund von Infamie öffnen, dessen Tiefe durch alles Gold nicht auszufüllen.

Ouvrard thut sich etwas darauf zu Gute, daß Napoleon ihn gehaßt, und wie er sich einbildet, sogar gefürchtet habe. Allerdings war der große Kaiser weit entfernt, die Geldmächte in und außer seinem Lande zu lieben, oder gar einen Bund der Staatsmacht mit der Geldmacht abzuschließen. Der Kaiser regierte Europa durch Genie und Eisen. Jetzt wird Europa durch Gold und ein Etwas regiert, das wenigstens nicht Genie ist. Der Kaiser hat keinen Juden zum Baron gemacht. Er ertheilte allen Juden seines Reiches das volle Bürgerrecht, weil er ihr volles Menschenrecht anerkannte: er erhob die Juden zu Bürgern, weil sie

Menschen, die Könige erhoben Juden zu Rittern und Adligen, weil sie reich. Nach des Kaisers Fall sind alle Mächte gestiegen, die sich, unedel und furchtsam von Natur, unter seinem verächtlichen Fußtritte bogen. Die Geldmacht aber überflügelt sie alle. Die Religion des Kreuzes ist nicht mehr im Stande sie zu bändigen; denn die Liebe weint in der Wüste und ihr Mantel ist zerrissen von unten bis oben. Der Genius des Vaterlandes vermag nicht länger sie zu zügeln; denn die geschichtliche Kraft der Völker ist gebrochen oder zersplittert und die Nationalitäten halten nicht mehr Stich und Farbe. Das Ritterthum des Schwerdtes und der Ehre kann ihr nicht mehr den Paß verrennen; denn sie hält die Schwerdter im Solde und die Ehre im Geldsack. Schöpferin der stehenden Heere, glückliche Nebenbuhlerin des Adels dient sie am liebsten der Monarchie, die sich ihr in die Arme wirft, wie der verlorene Sohn dem Wucherer, und deren endlose Verlegenheiten sie benutzt, um dieselbe mit Haut und Haaren in die Gewalt zu bekommen. Geschworene Feindin ächter und lebendiger Freiheit hilft sie zum Sturze aller Republiken und kann die Zeit nicht erwarten, wo auch Nordamerika, schon halb in ihren Klauen, Monarchie von Goldes Gnaden wird.

Könnte sie, sie wollte Gott werden und Himmel und Erde sollten ihrer dämonischen Macht verfallen. Was ist der Christenteufel gegen diesen, der nie ein Engel war und nie gefallen ist. Den alten Teufel schwärzte die Kirche ab als ein Wesen, das ingrimmig gegen Gott und Göttliches anmurrte und ankämpfte. Dieser Götze aber macht sich nicht so viel Mühe, er ignorirt Gott, und damit kommt er weiter. Der schwarze Teufel bog sich scheu und furchtsam zur Seite, wenn ein Strahl des Göttlichen ihm die Augen blendete, wenn die Unschuld ein zitterndes Kreuz schlug und den Erlöser um Hilfe anrief. Der goldne Teufel ist besser Teufel. Er bebt vor keinem göttlichen Strahl zurück und Niemand bekreuzt sich vor ihm. Zwang und bedräute ihn das betende und fechtende Mittelalter himmelhohe Dome aufzuführen und zum Bau des Straßburger Münsters die Mittel herzuschießen, so rächt er sich jetzt, in dieser wuchernden, verzagenden Zeit, an dem wolkigen Steinbogenschwung der frühern Andacht dadurch, daß er dem Christengott ökonomisch ärmliche Bethäuser, seinen eigenen Verehrern Luxus, Tempel und goldene Paläste aufführt.

Das goldene Zeitalter bricht an, wenn auch nicht dasjenige, das über das Saitenspiel der alten Dichter hin-

hauchte und in dessen Traum die weisen Häupter aller Zeiten sich wiegten. Aber seid darum nicht traurig, ihr Völker des Erdbodens, denn auch in diesem goldenen Zeitalter wird es gar mährchenhaft lustig und närrisch hergehen. Die kleinen Gnomen und Kobolde, die dort unten über dem Golde wachen, werden heraufklettern aus dem dunkeln Schacht der Erde und ihr Reich auf die grüne sonnige Oberwelt verlegen. Da machen sie Brüderschaft mit den Kindern des Lichts und trinken ihnen das flüssige Gold aus silbernen Pokalen zu. Und dann werden die Kinder des Lichts immer spukhafter und tückischer und gieriger aussehen und die Adern auf ihrer Stirn strotzen von Gold und glänzen wie schwer goldene Leisten und mit jedem hastigen Schluck, den sie thun, werden sie voller und toller und zuletzt kann kein Mensch mehr den andern erkennen und sie halten sich alle für Kobolde. Was sie dann auch sind. Streifen darauf und taumeln über die grüne Erde und die grüne Erde verdorrt unter ihren Sohlen und die Blumen kriechen schüchtern in einander und keine Rose wagt es mehr, ihren grünen Knospenmantel im Frühlinge auseinander zu schlagen, um sich dem stieren geilen Blick der streifenden Kobolde nackt zu zeigen. Aber die Jungfrauen können sich nicht verber=

gen vor ihrer Lüsternheit, denn sie haben keinen Mantel mehr, um ihre Blöße zu decken, und welche Jungfrau sie wollen, die muß sich überlassen und sie werfen nur ihrer hungrigen Mutter einen Strom von Dukaten in den Schooß. Und ihrer Einfälle wird weder Maas noch Ziel sein, und ihr werdet euch zu Tode lachen über allen Spaß; wenn ihr so klug seid, diese Todesart den Zuckungen der Verzweiflung und dem Todtknechten und Todthungern vorzuziehen.

Sind das nur finstre Träume und Gedanken, die ich vorige Nacht niederschrieb? Es sieht mir aus, wie eine Prophezeiung und wie eine Gotteslästerung. Lästere ich Gott, so vergibt er mir, denn er sieht in mein Herz. Aber ich lästere ihn nicht, wenn ich sage, daß er sich diesem Geschlecht hinter Wolken verhüllt und die Erde dunkel und dunkler wird, wie damals vor dem Aufgange des Morgensternes über Bethlehem. Gottes Sterne gehen auf und unter, und gehen wieder auf. Aber nicht am selben Orte. Auch die Völker haben ihren Tag und ihre Nacht. Und in der Nacht drückt der Alp ihnen mörderisch die Brust und sie möchten laut aufschreien vor Angst und Schmerzen, und sind doch stumm und regungslos wie im Schlafe.

Wenn aber die Noth am größten ist, sagt das alte troſtreiche Sprichwort, dann ist die Hilfe am nächsten. Die Menschheit reizt und schüttelt so lange an ihrem Peiniger, bis sie ihn krampfhaft von der Decke wirft, und wenn sie die Augen aufschlägt gen Himmel, begegnet ihr das Auge des jungen Morgensternes, welches des alten und ewigen Gottes Auge ist mit neuverjüngten Liebesstrahlen.

Gott läßt die Welt dem Elend nicht zum Raube. Bedient sich der Allmächtige der Mächte der Zerstörung, so bedient er sich ihrer als Herr und Meister. Ueber die blindeste und gottentbundenste Kraft, so wild sie thut, hat der göttliche Meister ein Wörtchen ausgesprochen, das so weit, so lange lautet. Fahre hin, gebietet der Ewige, und taste die Form an, die ihren Geist überlebt und zerstöre sie. Schone aber des Lebens, das mein Odem hervorrief und das bestimmt ist, ewig neuen göttlichen Verwandlungen entgegenzugehen. Zerstöre, damit ich erhaltend schaffe und schaffend erhalte.

Das ist mein Glaube. Gold ist noch nicht Gott und Gold wird nicht Gott werden in alle Ewigkeit. Freilich ist des Goldes Macht die scheuseligste und zer-

störendste, und die Welt erfährt es und wird es noch viel schrecklicher erfahren, welche Verwüstungstriumphe sie feiern wird auf dem Erdboden, und wie sie von den Mächten, die früher die Welt regierten und das Heilige, das Große, und das Schöne mit ihrem ehernen Schilde deckten, eine nach der andern über den Haufen stoßen und in den Staub wälzen wird. Aber die sie nicht umstoßen wird, das ist die Macht Gottes, die in ihnen lebendig war, die Macht der Geschichte, die aus ihnen fortzeugen, und den Gott, der nicht ein Gott des Todes, sondern des Lebens ist, fortoffenbaren wird. Genau betrachtet ist aber die Macht der Geschichte oder die zeugende Macht Gottes schon herausgewichen aus jenen Hüllen ihrer frühern Offenbarung und sie hat sich in die Herzen einer Jugend geflüchtet, die Gott zu seiner heiligen Prophetenschaar erkor. Und darin sehe ich den Finger Gottes und nicht ein Werk des Ungefährs, daß die begeisterte und schöpferische Macht der Jugend zu gleicher Zeit den Kampfplatz betritt mit der ideenlosen zerstörenden Macht des Goldes und daß ihr Weg sie berufen und über die Trümmer der alten Monarchie, des alten Glaubens und des alten Lebens hinüber führt — hinüber, es bleibe denn der Götze im Schutze seines eigenen Zerstörungwerkes be=

graben liegen. Die Geldmacht lähmt die Macht des Adels, die Geldmacht bricht, ohne es gerade zu wünschen und zu wollen, die Kette der alten gebrechlichen Staatsuhren, die nur durch ihren goldnen Schlüssel allein aufgezogen werden; die Geldmacht fügt der wackelnden Tiara den letzten Schimpf an, der ihr nach allem noch vorbehalten blieb, und zwingt den Papst, zu gleicher Zeit mit dem Großsultan, in Geldbedrängniß einem Juden sich an den Hals zu werfen; die Geldmacht, wie sie die Herzen der Uebermüthigen verstockt und die Augen der Stolzen mit Blindheit schlägt, wie sie Einige und Wenige in ein Meer von Genüssen versenkt und ihnen den Erdball zum Spielplatze ihrer Wünsche und Lüste einräumt, Millionen aber kaum den Platz, wo sie stehen und die Luft gönnt, die sie unter Seufzern einathmen, die Geldmacht ist am besten geeignet, das Herz dieser Millionen mit unverwüstlichem Grundhasse gegen die Zerstörer ihres Lebensglückes und aller göttlichen Ordnungen auszufüllen. Das ist freilich noch nicht der reine göttliche Haß, der aus der Liebe entspringt, der Haß des Reichthums, der aus der Liebe zur heiligen Armuth fließt. Aber sie ist das, was Gott und der Welt Noth thut, eine ungeheure bewegende Kraft und streitbare Masse, die im Dienste der

Ideenmacht, den Feind in seinem eigenen Lager aufsucht und dem Zerstörer das Medusenhaupt unter die Augen schwingt. Ein göttliches Strafgericht und ein zornig empörtes Meer, das die versunkenen Küsten der Menschheit überfluthet, und den Höllendamm in den Abgrund reißt, der sich aus ihnen aufgebaut und im frechesten Egoismus die ganze untergegangene Welt zu überleben wähnte.

Der Haß allein baut keine neue Welten. Aber die Liebe allein erhält sie nicht. Gott hat gezürnt im Judenthum, Gott hat geliebt im Christenthum. Sie haben die Propheten seines Zorns verachtet, wie sie jetzt den Boten seiner Liebe spöttisch an den Himmel zurückweisen, der ihn gesendet hat.

Wolan, Gott will vielleicht seinen Zorn um so dunkler und furchtbarer machen, je mehr er ihm entzieht von seiner göttlichen Liebe, Gott will seine Liebe um so feuriger machen, je mehr er ihr einhaucht von seinem göttlichen Zorn. Die fernen Schreckensgesichte der Wüste rückt er näher und näher dem offenen Markt. der Stab der Weissagung von dem schrecklichen Tage des Gerichts, „da Jedermann verwerfen wird seinen silbernen und goldenen

Götzen in die Löcher der Maulwürfe und der Fledermäuse, und da sich bücken muß alle Höhe der Menschen und demüthigen, was hohe Leute sind" den Stab des Zornes nimmt er aus den schwachen Händen einsamer greiser Propheten und drückt ihn in die braune Hand der Jünglinge und des Volkes. Und die Liebe hebt er vom Kreuze und nimmt ihr die Dornenkrone vom Haupte und wischt ihr den Angstschweiß von der Stirn und tränkt die verschmachtende, dürstige, leidende, verzeihende Liebe nicht mit dem in Essig und Galle eingetauchten Schwamm, den ihr der rohe Spott der Kreuziger auf einem Ysop zum Munde führte — er tränkt die Liebe, die schwach ihr blutiges Haupt neigt, mit den stürzenden Thränenbächen seines göttlichen Schmerzgrimmes über der Welt Verworfenheit. Und unter den stürzenden Thränen richtet die Liebe sich empor und ihre blassen Lippen blühen wieder und ihre Augen öffnen sich und strahlen wie schneidende Diamanten und der duldende, verspottete Heiligenschein über ihrem Haupte verwandelt sich in eine himmlische Zornlohe und sie steht auf und wandelt gleich einem Cherub mit Adlerflügeln und Löwenklauen, zum zweitenmal auf der Erde umher, Teufel austreibend, die Wechslerti-

sche umstoßend und rufend, mein Haus, die Erde, ist ein Bethaus und ihr habt es zur Mördergrube gemacht. *)

III.

Mathilde F. an Laura H.

Nein, Laura, lieber in den Fluß, als mit dem Grafen vor den Altar.

Rede mir nicht zu. Berühre diese Seite nicht wieder. Mein Wille ist unerschütterlich.

Dein Vater rühmt den Grafen als leutseligen Herrn und gnädigen Kirchenpatron. Der gute alte Mann sieht die Menschen nur vom ländlichen Pfarrhofe aus.

Mein eigener Vater stellt mir täglich die hohe Ehre einer Verbindung mit der ersten Familie des Landes vor, er zeigt mir in der Form die Couren und Assembléen am Hofe. Er sieht die Welt und mein Glück aus seinen Augen. Er macht mir böse Stunden durch die

*) So weit die Mittheilungen, mit deren Schlusse vermuthlich der nächstfolgende Brief Mathildens der Zeit nach zusammenhängt.

Aufwallungen seines Zornes, bösere durch seine Liebkosungen. Aber, Gott ist mein Zeuge, ich kann nicht, und ich thue es nicht.

Das Leben wird mir immer mehr vergällt. Bewahre mir deine Freundschaft. Diese nur, und daran zweifle ich nicht, sprach aus deinem Briefe. Du möchtest deine Freundin als glückliche Gattin des Grafen in deiner nächsten Nähe sehen. Laura, ich liebe dich unendlich, und wünschte mit Dir leben und sterben zu können. Aber der Weg zu Dir führt mich über den Kirchhof, und was frommt es Deiner Zärtlichkeit, eine Leiche zu umarmen. Also darüber kein Wort mehr.

Tausend Küsse von

Deiner Mathilde.

IV.

Mathilde F. an Laura H.

Deine Antwort ist durchduftet von den Rosen deiner Liebe.

Du hast Recht, ich bin nicht glücklich; aber ich war es, und nichts hat sich verändert, als ich selber und meine Ansicht der Dinge.

Ja, ich war glücklich, wenn ich zu Ball fuhr,

und glücklich, wenn ich heimliche Allmosen austheilte; glücklich, wenn ich eine neue Perlenschnur umhing und glücklich, wenn ich durch den Verkauf der alten eine Thränenperle im Auge des Unglücks trocknete. Ich sonnte mich im Reichthum meines Vaters, weil er jeden meiner Schritte mit behaglichem Schimmer umgab, alle meine Launen und Wünsche befriedigte, mich in Theater und Gesellschaften glänzen ließ, aber nicht weniger, weil er mir erlaubte den schöneren und reineren Empfindungen meines Herzens nachzuhängen, weil er mich zur Wohlthäterin, und im Auge manches Bedrängten, zum rettenden Schutzengel erhob.

Die Zeit ist hin. Eigenes Nachdenken und eine furchtbar liebe Hand lösten mir die Binde eitler Täuschungen, die meine Stirn umflatterte. Ich sah den Abgrund des menschlichen Elends zu meinen Füßen, und aus bodenloser schwarzer Tiefe stieg ein ununterbrochener Weheruf zu mir empor. Dahinab, rief mein zürnender Engel, dahinab fallen deine Allmosen, dahinab jene übermüthigen Spenden des Reichthums, die euer Herz kitzeln mit der grausamen Wollust eines Gefühls, welches eure Priester Lust am Wohlthun nennen und bis zum Himmel erheben und welches dem Herrn ein Abscheu und ein Greuel ist. Ja,

eure Allmosen sind dem Herrn ein Greuel, gleichwie euer Reichthum. Liebtet ihr Gott, so liebtet ihr eure Brüder; liebtet ihr eure Brüder, so würdet ihr nicht an goldner Tafel prassen, und euren Brüdern die abgenagten Knochen vor die Füße werfen. Gott und eure Brüder liebt ihr nicht und vergebens ist der letzte Prophet der Liebe auf die Welt gekommen. Mögt ihr dann Gott fürchten, wenn er am Tage des Gerichts in Donnerwettern herniederfährt.

Laura, meine geliebte Laura! Der Hall jener Worte pflanzt sich immer tiefer in mein Inneres fort, es ist ein plötzlicher schriller Ruf nach Feuer in der Nacht, er schreckt mein verzärteltes Dasein aus dem seidnen Ruhekissen auf und füllt meine Brust mit einem dunkeln, heftigen, schmerzlichen Gefühl der Mitleidenschaft für alles wirkliche und mögliche Unglück, das Ehrgeiz und Habsucht in der Welt anrichten.

Wo ich geh' und stehe, höre ich den Schrei des nackten Elends. Ich verdoppele meine Wohlthaten, oder was ich so nannte, ich kämpfe mit meiner Eitelkeit, meiner Vergnügungssucht, die ich früher so wohl in Einklang brachte mit den Anforderungen meines mildthätigen Sinnes, ich bringe so manche Opfer, die mir wirklich als Opfer erscheinen, ich verzichte auf so

manche kostspielige Kleinigkeiten der Mode, die ich wirklich ungern entbehre, ich habe sogar die diesjährige Badreise aufgegeben; aber mit allen beschwichtige ich nicht die Stimme meines Gewissens, die so unaufhörlich fortmahnt und hindringt auf ein Größeres, daß ich mich — Laura, beklage mich — ich sehe mich ängstlich nach dem Punkte um, wo ich mir ein Herz fassen und den Muth, den Trotz, die kalte Vernunft haben werde, bis hierher und nicht weiter! zu rufen.

Selbst im Schlafe werde ich verfolgt. Träume lassen mir keine Ruhe, ich sehe bittend aufgehobene Hände, blasse düsterschauende Familienväter, Mütter, die mir ihre vertrockneten Brüste zeigen — ich theile Geld, Speisen, Trostsprüche aus, ich werfe meine Ringe, Uhren, Diamanten in den Haufen, ich reiße mir den letzten Rubin aus den Haaren, und wenn ich alles Meinige verschenkt und ausgetheilt habe und sehe mich dann umringt, umseufzt wie vorher, so ergreift mich die Angst der Verzweiflung und ich schreie ihnen mit wilder Stimme zu, geht mit Gott, ich bin nicht Gott, wendet euch an den Schöpfer eures Daseins, Christus ist auch da, Gottes Sohn ist für euch gestorben, für die Armen ist er gestorben —

ich wage nicht auszuschreiben, aber die Worte ste-

hen mit feurigen Buchstaben an der Wand, und du könntest sehen, wie meine Lippen sie trostlos nachlispeln.

Ich fange an, den Reichthum für ein großes Unglück, ja in Augenblicken für ein Verbrechen zu halten. Ich verwünsche ihn, und dennoch — meine Phantasie kann sich nicht losreißen von den glänzenden Bildern, die in seinem Gefolge gehen. Ich fühle es wohl, er hat meines Vaters Herz verödet, das meinige verblendet und mit den Goldfäden der Eitelkeit und der Thorheit umsponnen. Ich zittre für mich und meinen Vater, ich verwünsche den Reichthum — aber das ist alles. Er hat mir nicht die Kraft zu einem ganzen großen Entschlusse übrig gelassen. Zwischen mir und dem Himmel gestellt, liegt er auf seiner goldenen Tatze zwischen mir und dem, der unter allen Wesen allein mir Glück und Seelenruhe wiederschenken könnte.

Meine Gedanken kehren auf die ungeschriebenen Worte zurück. Eine unsichtbare Hand scheint mir die Feder zu führen. Nein, Laura, Christus ist nicht für die Reichen gestorben, nur den Armen ist sein Blut am Kreuze herabgeträufelt, nur den Armen hat er die Pforten des Himmelreiches erschlossen — den Reichen nicht.

Wer hat mit ausdrücklichen Worten den Reichthum vom Himmelreiche abgeschieden? Er selber, Laura. Und nicht genug, eine tödtliche, zerschmetternde Wahrheit auszusprechen, fügt er ihr den erhabenen Spott einer lächerlichen Unmöglichkeit ihres Gegentheils hinzu. Wahrlich, redet er seine Jünger an, wahrlich ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich in's Himmelreich kommen. Und weiter sage ich euch, es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme.

Die Deutelei unserer Geistlichen beruhigt mich nicht. Sie predigen nicht mehr das Evangelium vom Berge. Ihre Kanzeln und Beichtstühle sind eingeklemmt in den traurigen Spalt der Gesellschaft. Sie sind nur in dem Sinn christliche Priester, in welchem auch die bürgerliche Gesellschaft sich eine christliche nennt. Sie heiligen das Unheilige, den Zustand der Ungleichheit, den Christus verdammte. Die frömmsten predigen den Glauben an Christus, Vornehmen und Reichen; wollten sie aber predigen, was Christus geglaubt, gehofft und bezweckt, so würde ihnen die Kirche verschlossen. Sie eifern gegen übertriebenen Erwerb. Daran kehrt sich Niemand. Den übertriebe-

nen Besitz lassen sie in Ruhe. Und mehr verlangen die Reichen nicht. Daß der Besitz, der bloße Besitz einer Million, eines Goldklumpens, dessen stupide Macht tausend und abertausend Menschen, unsterbliche, und wie sie sagen, durch Christus erlösete Wesen, nothwendig zu Sclaven meines Willens, auch meines besten, herabwürdigt, dieses was ich dunkel als Verbrechen an Gott und Menschheit ahne, scheint in den Augen unserer Geistlichen keine Störung der christlichen Freiheit und Gleichheit zu verursachen. Daß Christus den reichen Jüngling, der die Ehe nicht brach, Vater und Mutter ehrte, und selbst das Höchste aller Gebote, die Nächstenliebe, wohl zu kennen und auszuüben vorgab, daß Christus diesen Jüngling ironisch aufforderte zu einem Aeußersten der Vollkommenheit, zum Verkaufe seiner Güter, diese Ironie scheint den Boten und Verkündigern Christi zu dunkel zu sein, obgleich sie wie ein Sonnenstrahl in den Grund seiner Ansicht hinabfällt. Sie verstehen es nicht, oder wollen es nicht verstehen, daß ihm Christus sagte, du wähnst gottgefällig und tugendhaft zu leben und bist reich? du strebst nach größerer Vollkommenheit und hast noch nicht den ersten Schritt gethan? Weißt du, wohin dieser führt? Gehe hin, verkaufe was du hast und gib's den Armen.

Warum verbergen sie den reichen Jünglingen und Mädchen, denen sie in der Vorbereitung zur Confirmation den Weg zur Seligkeit zeigen sollen, was Christus dem reichen Jüngling nicht verbarg? Warum haben sie's mir verschwiegen, daß Reiche schwerlich selig werden, daß leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Warum hat keiner mein Gewissen aufgescheucht und den siedendheißen Tropfen der Verdammungsworte Christi mir auf die Seele geträufelt, als ich noch jung und rein und muthig war? Nun verzehrt mich der Tropfen, ohne mich zu läutern.

Auf die Länge ertrage ich diesen Zustand nicht. Zuweilen dämmert ein Wunsch, ein Gedanke in mir auf, den ich kaum dir mitzutheilen wage. Ich sehe wie im Traum ein freundliches Haus am Abhange hoher Felsen, ich sehe ein junges Weib, das vor der Thür ein reinlich karges Mahl bereitet, ein Mahl der heiligen Armuth und festlich aussehend wie ein heiliges Abendmahl, und ich sehe einen Mann, einen blühendkräftigen Jüngling, der mit der Flinte über dem Rücken die Felsen herabsteigt und dem das Weib entgegenlächelt und sie hat meine Züge im Lächeln, nur daß sie glücklicher — —

Ich breche ab. Behalte lieb im Glück und Unglück
Deine Mathilde.

Mathilde F. an Laura H.

Vater zwingt mich zur Entscheidung. Ich habe mich entschieden. Denke nicht an einen Gemsensprung der Verzweiflung. Ich habe mit Ruhe den besten Theil für mich erwählt. Mein Lieblingsstern flüstert mir vom Himmel zu, daß ich noch glücklich werden kann. Nun alles vorüber, sind die zerrissenen Saiten meines Gemüths zur größtmöglichsten Ruhe vereinigt. Ich darf nicht ausführlicher und deutlicher sein. Bete für Deine
Mathilde.

Karl B. an Mathilde F.

Neun Uhr Morgens.

Ich schreibe an Sie, ehe ich zu Ihnen gehe; denn ich zweifle, daß uns in der heutigen Gesellschaft ein freier Augenblick zu Gebot stehen wird. Ich beschwöre Sie, gefaßt und ruhig zu sein und sich besonders in dem Augenblicke, wo ihr Vater sie als Braut des Grafen P. feierlich den Anwesenden vorstellt, nicht der Heftigkeit ihrer Gefühle hinzugeben. Bauen Sie auf meine Liebe. Wiederholen Sie sich die Worte, deren

Zeugen jene Nacht und ihre Lieblingsbuche. Erblicken Sie mich wieder, wie ich weinend ihre Kniee umfaßte und ihr göttliches Vertrauen zu mir mit dem ewigen Schwur gänzlicher Hingebung schwach belohnte. Ich zweifle nicht am Gelingen. Das Schiff fährt übermorgen. Näheres Morgen früh 11 Uhr in der Kunstausstellung.

Ich ergreife noch einmal die Feder. Mein Herz schlägt ruhig bei dem Gedanken, daß mich die Welt und ihr Vater für einen gemeinen Verführer halten werden. Mag das Geheimniß unsers außerordentlichen Verhältnisses ihr ewig ein Geheimniß bleiben. Für sie gibt es keine Aufklärungen der Art, sie würde aus unserm offenen Bekenntnisse wie aus einem Runenstein nur ihre schlechten Gedanken herauslesen. Wie kann sie begreifen, daß ein Mädchen eine beneidet glänzende Lage aufgibt, um ihrem Verführer in Armuth und Entbehrungen zu folgen, anders als aus leidenschaftlich blinder Liebesbefangenheit und durch Verlockung und Bezauberung eines Mannes. Und wenn sie in der Kirche das Abendmahl darauf nähme, daß sie den äußersten Schritt gethan zur Rettung und Beruhigung ihrer Seele und ihres geistigen Lebens, so würden neun und neunzig fromme Christen ungläubig

staunen und vielleicht nur ein Einziger von hundert die Möglichkeit eines solchen Entschlusses in seiner Brust wiederfinden. Also die Welt beunruhigt mich nicht; denn ich bin gewohnt, allein vor Gott und meinem Gewissen zu handeln. Aber ich beschwöre Sie, einzig geliebte Mathilde, bei diesem Gott, der das ruhige Gewissen in Schutz nimmt und in die gesunkene verleumderische Welt still und heiter hineinlächeln läßt, Ihren Entschluß noch einmal ruhig zu überdenken, und die Folgen auf den Probierstein Ihrer Kräfte zu legen. Namentlich wiederhole ich Ihnen, daß wir, wenn wir auch nichts entbehren werden, was zur Lebensnothdurft gehört, doch in eine äußere Lage treten, wo nichts Sie an Ihr jetziges Verhältniß erinnert. Ich bin so arm wie meine Nachbarn, der Sohn eines Hirten und Jägers, und entschlossen, wie mein Vater im Schweiße meines Angesichts mein Brod zu essen. Froh, die geringe zufällige Erbschaft, die ich gethan, täglich schmilzen zu sehen, werde ich den letzten Thaler, den ich mitbringe in den Wasserfall des Glommen werfen, der das Dach meiner väterlichen Hütte mit Schaum bespritzt. Folgern Sie noch einmal daraus ihre Stellung, als meine Gattin. — Mathilde, wenn Du Dich an meiner Seite unglücklich fühltest,

wenn Deine gegenwärtige Stimmung nur eine flüchtig gereizte und dann im fernsten Norden unter den einsamen Geistern der wilden Natur der Geist der Gesellschaft, die Du verläßt, in Dir erwachte und Du mit Mißbehagen und geheimer Verachtung — Mathilde mache Dich nicht so unglücklich und mich nicht wahnsinnig.

Dein Karl.

Mathilde F. an Karl B.

Sechs Uhr Abends.

Du siehst, Deine Furcht war ungegründet. Noch ungegründeter ist die andere. Du wirst den Morgen nicht erleben, an dem meine Lippe stumm sein wird, um Gott für den mir gesandten Schutzgeist zu danken. Morgen früh also, 11 Uhr.

Ewig die Deine.

Acht Tage später, dazwischen ein vermißter Brief an Laura H.

Mathilde F. an Laura H.

Alles ist verloren. Widrige Winde verhinderten unsere Abreise von Cuxhafen — er ist in der See und ich — ich bin eine gemißhandelte Gefangene im

Hause meines Vaters, verstockt, brütend, thränenlos, zweifelnd und verzweifelnd. Komm herüber.

M.

Nachschrift.

Das Schiff, das der Kapitain Lundström führte und auf dem sich der junge Norweger befand, erreichte seine Bestimmung nicht, und ist verschollen. Die unglückliche Mutter des Kapitains, die in H. wohnt, erzählte mir noch gestern, daß sich bis jetzt auch nicht die geringste Spur von Mann und Ladung aufgefunden.

Die Zwillinge.

Wollust und Grausamkeit.

I.

Blickt ihr weiß und rein schimmernden Dioskuren unwillig auf mich herab, weil ich Mißbrauch treibe mit eurem heiligen Namen und zwei so verdächtige Wesen, wie Grausamkeit und Wollust, in den Ort meines Thierkreises rücke, der eurer göttlichen Freundschaft gebührt?

Nein, nein! Die Sterne blicken tiefer als die Menschen, und ihr kennt das Herz, das obwol nicht geboren unter eurem himmlichen Zeichen, dennoch die sehnsuchtvolle Macht eurer vereinigten Strahlen empfindet. Im Himmel und auf Erden weiß ich nichts Schöneres, als zwei ritterliche Jünglinge, die Hand in Hand über den Stürmen des Lebens wandeln, und überall hilfreich da erscheinen, wo Noth und Gefahr

auf sie warten. Und habe ich nicht diesen allerschönsten Bund besungen im Stern des Widders? Und seid ihr nicht selber in jener seligen Nacht mit den Heroen und Sängern des Alterthums freundlich lächelnd hinangetreten an mein einsames Lager und habt mir den Mund gestillt und geküßt, dessen gesprungenen, dürren und blutigen Lippen selige, sonnige, frühlingsumhauchte Erlösungsworte entblühten?

Vergönnt mir nun, unter eurem Zeichen und Bilde der freundlosen und entgötterten Welt, in der ich lebe und über deren Häupter ich meinen Thierkreis ziehe, jene Zwillingsschwestern vorüberzuführen, die ihr weniger fern, fremd und mythologisch erscheinen, als die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux.

Ich weihe meine Hände in eurem reinen Strahl. Bewahrt sie vor Frevel, damit die Jungfrau nicht schaamvoll und zürnend ihr himmlisches Auge hinter Wolken verschleier

---

II.

Erinnerst du dich aus deinen Kinderjahren, Leser, der unwiderstehlichen Neigung, des heimlichen seltsamen Vergnügens, Messerschnitte kreuz und quer über die Oberfläche einer glatten glänzenden geronnenen

Masse, eines elastischen Gallerts und nun gar über eine ausgespannte zarte Haut anzubringen? Kannst du dich in den dunkeln Zustand dieses kindischen Gefühls zurück versetzen? Mischte sich nicht in deine Lüsternheit ein Vorwurf, ein leiser ferner Schmerz über die frivole Zerstörung einer Sache, ie de inen Augen, ich weiß nicht wie, angenehm und ergötzlich schien? und vermehrte nicht — denke nach — eben dieses Gefühl deine Lust daran?

Sieh! diese kleine unschuldige närrliche Lüsternheit, diese kleine kaum bewußte Schadenfreude, das war die Wollust und die Grausamkeit im geschwisterlichen Embryo.

Die Sentimentalität ist bekanntlich keine Kinderkrankheit. Kinder leben, wie antike Dichter, in einer objektiven Welt. Jedes kräftige, lebhafte, geistreiche Kind ist ein kleiner Pantheist, ein kleiner Wolfgang Göthe, der nach Herders zürnendem Vorwurf ewig ein Kind blieb. Die Steine sind ihm Gewächse, die Gewächse Thiere, die Thiere Menschen. Rückwärts die Menschen Thiere — Göthe schilt sie die erbärmlichsten, gleich dem Hunde, und Freund Tischbein machte sogar ein fortgesetztes ernsthaftes Kunststudium aus der Vergleichung der Menschenköpfe mit Thierköpfen. In der

symbolischen Thierwelt dieses kindlich reinen Malers entspricht zum Beispiel Correggios langem halbbogigem Obergesicht der allerschönste Ramskopf. Kinder gehen aber noch weiter. Karl spannt sein Schwesterchen Emilie als ganzes Pferdchen vor den Wagen, legt ihr ein hölzernes Gebiß in den Mund, ergreift Zügel und Peitsche und spielt den Kutscher bis das Wägelchen kippt oder das Rößlein bitterlich weinend und schluchzend nicht mehr Rößlein spielen will.

Ich wollte sagen, es macht für ein Kind wenig Unterschied, ob der Gegenstand, an dessen Verletzung sein Auge sich weidet, beseelt und lebendig sei oder nicht. Zerreißt ein Kind von unten bis oben ein Stück Seidenzeug, das seiner Mutter gehört, oder rupft es einem Goldkäferchen, das dem lieben Gott gehört, die schillernden Flügeldecken aus — halte beides für so ziemlich einerlei, und jenes nicht etwa für bloßen Muthwillen, dieses für baare Grausamkeit. Das lüsterne Kind will hören, wie das von seinen Händchen gemißhandelte und zerrissene Stück Seidenzeug raschelt und knittert und seufzt. Mit gleich mitleidloser und doch schmerzlicher Lüsternheit betrachtet dasselbe Kind die Angstsprünge eines entflügelten Käfers oder das kreiselnde Schnurren einer geköpften Fliege.

Kinder sind lüstern grausam, das ist ein allgemeiner dämonischer Zug ihrer Natur.

III.

Und Erwachsene?

Sie schämen sich ihrer Kinderstreiche. Sie halten sich für besser und gefühlvoller, als die Kinder, weil sie keiner Fliege mehr den Kopf abreißen. Ihre Moral ist übel zu sprechen auf die Wollust und auf die Grausamkeit. Ihr Herz entsetzt sich vor dem Bunde der einen mit der andern, und schon die Erwähnung desselben erregt einen phantasiereichen heroischen Schauder in ihrem Busen und sie denken gleich an die seltensten Bösewichter, an Tiberius, Nero, Dom Miguel, geschweige an sich selber und ihre ehrliche Nachbarn.

Wäre ich vom Himmel gefallen und hätte nicht dreißig Jahre unter diesen großen Kindern gelebt, ich würde aus dem allgemeinen Mißkredit der Wollust und der Grausamkeit die menschenfreundlichsten Folgerungen ableiten. Da sieht man, würde ich ausrufen, den Sieg und die Macht der Religion, des Gewissens, der Sitte, der Erziehung, des öffentlichen Lebens. Ein dunkler mächtiger räthselhaft tiefer Naturtrieb des kindlichen Alters gehemmt, erstickt im Alter der Leidenschaften,

die ihm Nahrung und Wachsthum versprochen, ausgeworfen, verdrängt aus dem großen gebildeten Kreise der Menschheit, hinaus in die Wüste zu wilden Thieren, hinan den einsam nächtlichen Abhang verwilderter Leidenschaften. Welch' ein Triumph der Humanität!

Welch' eine Lüge!

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob es nicht besser, tausendmal besser wäre, die Menschen hätten gar kein Gewissen, als ein so stümperhaftes, invalides, bürgerliches, schwächlich sentimentales. Das führt dem Teufel die kräftigsten Seelen zu, und pflastert die Vorhöfe des Himmels mit Schaafsköpfen, die aus den Augen junger Tigerkatzen blinzeln. Dieses ordinaire Gewissen wird nur wach, sobald die Furcht sich regt, und die Sünde eine kühne, gebrandmarkte That verlangt. Es erblaßt vor dem Anblick des warmquillenden rothen Blutes, schlürft aber das gekochte schwarze wohlbehaglich und mit legitim wollüstiger Grausamkeit hinunter.

Mache ich ein Gleichniß, das die Natur unsers guten ruhigen Gewissens in helles Licht setzt.

Wenn die Thiere, die wir blutdürstige Raubthiere schelten, wenn sie aus Bequemlichkeit, oder Sentimentalität auf den Einfall geriethen, sich ordentliche Zunft-

und Kunstschlächter zu halten; wenn zum Beispiel so ein Meister Tiger die armen Schaafe, Kühe, Gasellen, Neger als Schlachtvieh am Strick in seine Höhle schleppte und, eine weiße Schürze vor der gesprenkelten Brust, Portionenweise das gemetschte und zerhackte Fleisch in die Küche der Frau Tigerin ablieferte, der einen den Kopf, der andern das Rippenstück, der dritten das Hinterviertel; da wollte ich doch sehen, in welcher Naturgeschichte nicht zu lesen stände: der Tiger, vormals eine wilde und grausame, gegenwärtig aber zivilisirte und humanisirte Bestie, die nicht mehr auf Beute ausgeht, sondern ihre täglichen Fleischbedürfnisse auf dem anständigen Wege des Schlachtens befriedigt.

Ganz nach dieser gewissenszarten Distinktion beurtheilen wir das menschliche Thun und Treiben, unser eigenes. Wer sich seine Wollüste gesetzlich zuschlachten läßt, wer sie gekocht, geschmort oder nun gar eingepökelt verzehrt, wer grausam ist in der dritten und gar in der dreizehnten Hand, der scheint uns weder grausam noch wollüstig. Und in der That riechen diese Namen nach etwas mehr Kraft, um auf Menschen angewandt zu werden, die weder im Guten noch im Bösen einige Entschiedenheit äußern. Wollust und

Grausamkeit klingen beinahe zu voll und heroisch für die abgezwickten furchtsamen Triebe, die hinter der Anstands- und Tugendmaske der Philisterseelen ihr kleines Spiel treiben. Lüsternheit und Schadenfreude möchten bezeichnender sein. Der ist zu Muthe,

wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis' dann um die Mauern streicht;
Ihr ist ganz tugendlich dabei,
Ein bischen Dieb'sgelüst, ein bischen —

Wollust trinkt aus vollen, schäumenden Pokalen; Lüstelei nippt aus Spitzgläsern oder tunkt ihren langen dünnen Storchschnabel in ein Gefäß, dessen langer dünner Hals nur die Fortsetzung des Schnabels zu bilden scheint. Grausamkeit packt ihr Opfer mit den Krallen; Schadenfreude wirft dem gefallenen aus der Ferne hämisch bedauerliche Blicke zu. Grausamkeit geht mit dem Wandrer durch die finstre Nacht und überfällt ihn als Sturm, Regen, Blitz, Dolch; Schadenfreude gräbt sich warm und weich unter die Bettdecke und hört den Regen prasseln und die Fensterscheiben klirren und die Nachteulen aus dem Walde schreien, und freuet sich und bereitet ihrer Phantasie ein schmackhaftes Gericht aus dem Gefühl der eigenen

Sicherheit und dem Gedanken an die obdachlose Verzweiflung und die tausend Fährlichkeiten, die draußen in der unheimlichen Finsterniß auf den strauchelnden Fußtritt eines verirrten Wandrers lauern.

Wollust und Grausamkeit taumeln röchelnd und schnaubend auf der gefährlichen Scheitelhöhe des Lasters und werfen ihre Schatten in das feige Thal, und wie sich die Schatten verlängern und verkürzen, spielt ein leises tückisches Knurren um ihren Saum, wie ein lüsternes schadenfrohes Lächeln um den Mund der gemeinen tugendlichen Seelen.

Weil aber der Schatten den Körper, das Echo den Schall voraussetzt, will ich dem blassen und kränklichen Doppelreize dieser Zeit die Ehre anthun, ihn bei seinem starken mütterlichen Namen zu nennen. Ich thue das um so lieber, je eifriger sich dieses heuchlerische Geschlecht davor kreuzigt und segnet. Ich bin nicht gesonnen, jener bekannten pfiffigen Art, sich der Selbstkenntniß zu entziehen, gutwillig Vorschub zu leisten. Sie machen sich nämlich selbst mit gewissen Lastern unter einander so bange und malen dieselben so schwarz und niederträchtig, daß man glauben sollte, kein Hund würde von diesen schlechten fabelhaften Personen ein Stück Brod annehmen. Aber sie, sie selbst schleichen

sich heimlich und gevatterlich an die verdeckte Laster-quelle und bringen ihre besten Stunden damit hin, das durchsickernde Wasser tropfenweise mit gierigem Munde aufzuschlürfen. Mache ich es ihnen bequemer, werfe ich die Steine und den Schutt bei Seite, damit der Born der Wollust und der Grausamkeit vor allen Augen lustig hervorsprudele. Eine schäumende gewaltige Springquelle aus den düstern Abgründen der menschlichen Natur, der großen Schöpfung selber. Nur mit zitternder Hand stoße ich die Sonde einer schaurigen Wißbegierde in die geheimnißvolle Tiefe hinab.

IV.

Sind Wollust und Grausamkeit, so unzertrennlich in der Erscheinung, ursprünglich mit einander verwandt?

Die eine scheint der Lust, der Liebe, der Schöpfung anzugehören; die andere dem Schmerze, dem Hasse, der Zerstörung.

Aber wer hat die Natur dieser Doppeltriebe gehörig untersucht? Die Philosophie? Sie tritt nur darum mit den Ansprüchen und dem Namen der Philosophie auf, weil sie die Triebe von sich abstreift und mit Füßen tritt, welche das göttliche All und die

menschliche Brust bewegen. Ihre Hirnschale ist offen nach dem Himmel der Metaphysik, verschlossen und feuerfest nach dem irdisch niedern Sitze der Gefühle und Leidenschaften. Läßt sie sich herunter auf dieses Feld, so verräth sie eine bedauerliche kindische Unbeholfenheit. In den Kompendien ihrer Moral-Psychologie, oder wo man nur Aufklärung über einen wichtigen Gegenstand des vereinigten Körper- und Seelenlebens zu finden hofft, findet man nichts als die ärgerliche lange Nase, mit der sie Einen abziehen läßt.

Es ist richtig, aber wenig gesagt, zu sagen, daß Lust und Schmerz die Begleiterinnen unserer Gefühle seien, daß man alle Empfindungen von den tiefsten bis zu den höchsten, von den reinsten bis zu den schmutzigsten betrachten müsse als Modifikation des Ichs, hervorgerufen durch das ewig wechselnde Spiel der Verhältnisse zwischen den Gegenständen und Vorstellungen einerseits und den Grundgefühlen des Schmerzes und der Lust auf der andern Seite. So scheint es; aber wer sagt mir, wie das eine und einfache Ich zugleich den Schmerz und die Lust als etwas Entgegengesetztes in sich beherbergen könne, und welches von diesen Gefühlen, sowohl in ihrem Gegensatze als

in ihren unmerklichen Wechselverflößungen das reine und ursprüngliche zu nennen.

Schmerzen umringeln mit Schlangenköpfen die Lust, und die Wehmuth ist nur ein lüsterner Schmerz; gleich wie ein Kämpfer, der sein warmes Blut aus klaffender Wunde strömen sieht, von einem unnennbaren ohnmächtig süßen Lustschmerze durchrieselt wird. Wie manchesmal begehrt man sogar den Schmerz aus Lust, und nicht allein, wie Herbart beispielweise vom Begehren des elektrischen Schlages anführt, des Experimentes wegen. Es gibt Menschen, ganze Völker, die sich mit Schmerzen wollüstig quälen; und muß man auch in den düstern Religionsbegriffen der Inder den Hauptgrund ihrer vieltausendjährigen Selbstpeinigung aufsuchen, so redet mir doch Niemand aus, daß ohne geheimnißvolle Mitwirkung und Aufforderung von Seiten der Natur jener Begriffe Joch und Peinstachel der Natur selber unerträglich geworden wäre. Die Büßenden, die Schüler der Yogalehre berauschen sich frühzeitig mit dem Opium der Schmerzen, und je mehr sie sich abstumpfen gegen die Wirkungen des Giftes, desto stärkere Portionen verschlucken sie davon.

Die Liebe, ist sie nicht eine Lust? Und der Haß,

ist er nicht ein Schmerz? Dennoch liebe ich diesen feurigen Schmerz des Hasses. Ich hasse con amore, die häßlichen Widerspiele meiner Liebe. Mit welchem Vergnügen haßte Luther den Papst, die Pfaffen, den Teufel, die Lüge, die Sektirer. In mancher seiner polemischen Schriften hallt es wie donnernder Jubel und ingrimmige Vernichtungslust über dem Babel von Sankt Peter, über den erschrockenen Köpfen seiner Feinde. Es ist kein Wunder, daß die Rotten und Teufel ohnmächtig vor seiner Stimme zu Kreuz krochen. Melanchthon, sagt er einmal, fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust und Liebe. Als ob er, Luther, der protestantische Sankt Michael, mit weniger Lust und Liebe umgerissen, dareingeschlagen und zertrümmert hätte.

Lust und Liebe sind Schöpfung, Haß und Schmerz, Zerstörung? Ja und nein. Das ist es eben. Die Natur scheint überall die höchste Blüthe des Lebens an Untergang und Zerstörung geknüpft zu haben. Das Insekt begattet sich und stirbt. Des Menschen höchste Liebeslust ist ein augenblicklicher Selbstmord. Den armen erschaffenen Schöpfer ergreift das Vorspiel und

das Vorgefühl seines künftigen Todes. Mitten im Sturm der Lust und der Liebe erleiden wir Schiffbruch, das feste Dasein versinkt und die Bruchstücke unsers Lebens schwimmen jammernd und ächzend im wollüstigen Meer der Vernichtung.

V.

Sahest du ein neugebornes Kind im selben Augenblick, wo es nach neunmonatlicher Gefangenschaft in einem Kerker ohne Licht, ja ohne Luft, schreiend Licht und Luft begrüßt? Sage mir, was schreit aus diesem zappelnden, blinden, verdrießlichen häßlichen Wicht? Uebereile dich nicht. Die Antwort ist entscheidend, wie es mich bedünken will, für die wichtige Frage nach dem Grundlaut aller menschlichen Empfindungen — wenn es einen solchen gibt. Und muß es nicht einen solchen geben? Verstößt es nicht gradezu gegen die Gesetze unseres Verstandes, ein Wesen auch nur denkbar zu finden, dem die nothwendige Bedingung aller Existenz, ursprünglich innere Einheit mangelt? — Nun vergleiche ich den ersten Schrei eines neugebornen Kindes mit dem Laut, den eine Flöte von sich gibt, wenn man plötzlich und heftig in ihr Mund-

loch einbläßt, ohne die Schalllöcher mit den Fingern zu decken. Der kleine Emporkömmling und Lebensnovinze hat noch keine Tonleiter der Gefühle; der erste Schrei, der ihm entrissen wird, ist ein Unton; aber dieser Unton bricht gewaltsam aus der Tiefe seiner Existenz hervor und macht, wie bei der Flöte, den leidenschaftlichen seelischen Urton derselben aus. Wolan, was schreit aus dem neugebornen Kinde? Schmerz? Das glauben die Meisten, weil das Kind erbärmlich thut. Diese denken an den empfindlichen Luftdruck u. s. w. Lust? Das glauben Einige, welche sich durch die saure Grimasse nicht verführen lassen, dem befreiten Geschöpf andere als leidlich angenehme Empfindungen unterzulegen. Was mich betrifft, ich glaube weder an Schmerz noch an Lust im ersten Moment des Lebens; viel weniger an eine Mischung von Schmerz und Lust, beide als ursprünglich vorausgesetzt. Ich glaube an ein namenloses Etwas, an eine wurzelhafte Ur= und Grundempfindung, die beider, des Schmerzes und der Lust unbekannte Mutter ist. Der kleine fleischerne Memnon mit seinen ägyptischen Gesichtszügen und seinen krummen Götzenbeinchen, erklingt, wie der große granitne, von einem langgehaltenen einfachen mysteriösen Laut, sobald die Morgen=

röthe des Lebens seinen Scheitel berührt. Alle Weisen des Morgenlandes verstehen die Sprache nicht, die nicht lacht und nicht weint und sich begnügt, den unaufgebrochenen Kern des Daseins tönend kund zu geben.

Wäre es Schmerz, wie entwickelte sich später Lust aus Schmerz; wäre es Lust, wie dränge sich später Schmerz in die Lust. Nur aus dem tiefinnersten Einklang beider begreift sich deren Möglichkeit. Nur wenn Schmerz und Lust ursprünglich eines und dasselbe, erklärt sich deren Polarisation und das unaufhörliche Umtauschen der Pole im Prozesse des Lebens.

VI.

Die Wollust ist nicht die Lust. Die Wollust ist die Lust an der Lust, und daher ist sie unersättlich und glühet fort, auch wenn die Flamme der Lust erloschen. Und weil die Wollust unersättlich, quält sie die Lust, und die Lust wird zur Pein und zur Qual. Daher erregt Wollust die Grausamkeit, die Lust am Schmerze, die Lust der Qual und der Peinigung, eigener und fremder.

Ich sah am frühen Morgen eine aufblühende Knospe. Mit grünen Fittigen schwebte sie am Ro-

senstrauch, und ich freute mich kindlich an ihrer kindlichen Schönheit und mein Herz fühlte die aufknospende Wollust. Und das Rosenkind entfaltete sich zur Rosenjungfrau und die Augen meiner Lust entzündeten sich an den ihrigen und mein Herz fühlte die reifende Wollust. Und als ich mich satt gesehen an ihrem Liebreize und ausgeschlürft die Seele ihres Duftes, da war die Lust in mir noch durstig und durstiger als zuvor und ich riß die Rose wild vom Stengel und drückte sie in verliebter Grausamkeit an mein Herz. Und als die Lust ihres rosigen Lebens durch meine Hand gebrochen war und sie traurig den Kopf hängen ließ, da steigerte sich meine Lust zur Wuth der Tirannei und ich zerpflückte ihre Blätter bis auf das letzte und als ich das letzte zerpflückt hatte, und meine Rosenlust ganz todt war, da schaute ich mit kaltem Hohn auf die leere Stätte, der ihr als Wiege, als Stuhl und als Bett gedient und erst spät und langsam gingen mir die Augen über und ich schluchzte die alte trostlose herzzerreißende Klage vom Untergang alles Schönen auf der Erde.

Eine andere Sage und Klage weht von den Palmblättern Indiens herüber. Nach dieser unendlich zarten pflanzten die ersten reinen Menschen sich fort durch

Vermischung ihrer stilleuchtenden Liebesblicke. Aber des Mannes Auge verlor allmählig seine schöpferische Kraft und des Weibes Auge wurde unfruchtbar. Mann und Weib drückten sich zitternd die Hand. Und des Mannes Hand gab, und des Weibes Hand empfing das Leben. Allein auch diese Art der Fortpflanzung entsprach nicht lange mehr dem vergröberten Sinn der beiden Geschlechter. Der Kuß, die heißere Vermischung des Athems und der Lippen trat an die Stelle derselben. Damals, glaube ich, in der Ehe des Kusses, brach die Schwester der Wollust, die Grausamkeit, sichtbarer hervor. Denn als Liebe und Verlangen glühender und vergeblicher wurden und auch der Kuß das Küssen nicht mehr befriedigte und stillte, da brauchten sie Gewalt und der Liebende machte der Geliebten Pein durch Athementziehen, Lippenpressen, Wundküssen und alle jene Grausamkeiten des wollüstigen Kusses, welche die Sprache der Liebe süße nennt. Und die Menschen sanken noch tiefer und die Liebe, die einst fern und schüchtern die Jungfrau überstrahlte, überschattete sie mit ihren Flügeln.

Und ihr einer Flügel ward die Wollust und ihr anderer Flügel die Grausamkeit.

VII.

Spanne deine Nerven durch das Weltall und phantasire dir jeden Stern als fliegenden Nervenknoten des gigantischen Mann=Weibes, dessen Brautbett die Himmel: welche Ströme der Wollust hörst du rauschen von Stern zu Stern, und wie angstvoll schaurig zucken die Töne der Verzweiflung durch den wilden Jubel entstehender und vergehender Wesen, auftauchender und versinkender Lebenstropfen.

Und über dem ungeheuren Schmerze der Schöpfung, die sich selbst zerstört, erhebt sich der einsame Thron eines Wesens, dessen gefühllose Ewigkeit durch keine Welle der Lust und des Schmerzes ausgehöhlt wird. In ächter Tyrannenlaune schuf er die Welt, um sich an dem tragischen Gaukelspiel des ringenden flüchtigen Daseins ironisch zu weiden. Er zündete die Brautfackeln an, lud die Gäste ein und ließ die Bluthochzeit beginnen, die niemals aufhört. Er selber lächelt vom hohen sichern Balkon der Unsterblichkeit göttlich ruhig in die weite ewige Bartolomäusnacht hinaus.

Und diesem Gott senden die Menschen Gebete und Opfer? Die Unglücklichen! lange Furcht und Angst macht sie niederträchtig. Männlich zu leiden und mit stoischem Trotze unterzugehn, liegt ihnen zu hoch. Epi=

kurisch zu genießen, und nach dem Himmel nicht zu fragen, scheint ihnen zu frech. Sie verschütten wol gar die wenigen kurzen Genüsse als sündige und verpestete in die Opferschaale der Entsagung und bereiten sich dadurch um so tiefere Pein, je unvertilglicher die tückische Sehnsucht ihres Herzens nach Lust und Liebe dürstet und heimlich ihnen die Befriedigung derselben vorzuspiegeln weiß. Sie schmeicheln dem Tyrannen noch in der letzten Lebensminute, die sie auf ewig seiner Willkühr entzieht. Sie bitten ihn um Verzeihung, daß sie sterben müssen, denn sie bitten ihn um Nachsicht mit ihrer Sünde und Gebrechlichkeit. Endlich schenken sie ihm ihre Seele; gleichwie die Schlachtopfer des Nero diesen zum Universalerben ihres Vermögens zu ernennen pflegten.

Aber sie dünken sich in Person unsterblich? Desto schlimmer für sie. Wie vielmal wollen sie noch sterben, wie oftmals mit der Ahnung des Todes geboren werden, seufzen, jauchzen und kläglicher seufzen, hassen und lieben, brennen und verbrennen, zehren und verzehrt werden, das ganze peinlich lustige, wollüstig und tödtliche Schauspiel des fortgesetzten Erdenlebens aufführen? Oder erwarten sie von ihrem Gott eine bessere Unsterblichkeit als die Verewigung der Sterblich-

keit? In der That, das thun sie. Aber mit welchem Rechte? Schmeichelt sich ein Tropfe, der einmal im Gewitterregen vom Himmel fiel und im Sonnenschein wieder zurückflüchtete in die dünne Luft, mit wechselloser Verklärung vor allen übrigen Tropfen der Wolke? Träumt ein Wesen, das in Graus empfangen wurde und die Wechselschauer des Daseins in schnellerer Folge und höherem Grade noch, als die übrigen Wesen der Schöpfung empfand, träumt es thörigt oder weise von einem aparten Stück ruhig zu verzehrender Ewigkeit, das der Schöpfer aus besonderer Gunst für ihn aufgespart hätte? Will die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, der ewige Zirkellauf zwischen Geburt und Grab, erschaffenes Leben genannt, urplötzlich sich aussteifen in eine gradlinige Unendlichkeit, welche der göttlichen parallel läuft? Wähnt der Mensch vom Weibe geboren, und mit den flüchtigsten Atomen der Lust und des Schmerzes verbrüdert, sterbend den Schmerz der Vergänglichkeit abzustreifen von der ewigen Lust, ohne sich nur, wie Jupiter's glorreicher Sohn, noch bei lebendigem Leibe auf den lodernden Scheiterhaufen zu stürzen und das vergiftete Kleid der Sterblichkeit zugleich mit dieser in Asche zu verbrennen? Das sind närrische Träume, die der Tod verweht; Wünsche des mensch-

lichen Egoismus, bettelnd vor den Thoren der Unsterblichkeit. Aber der Burgherr läßt die Zugbrücke nicht herunter. Der Gott, an den sie glauben, ist der Neid und Egoismus selber. Alles was Odem hat, athmet gottverlassen dem Tode entgegen. Ueber alles, was sich freut und betrübt, ist der einsame Fluch des Unterganges ausgesprochen. Ihr Gott freut sich nicht, ihr Gott betrübt sich nicht und darum nennt er sich allein ewig und unvergänglich. Das Leben ist der Schweißfuchs, den er zu Tode reitet; die Welt ist die vorüberrauschende langgeschwänzte graue Maus, mit deren Angst seine grausame Tatze spielt. Ihr Gott ist schrecklich heilig, schrecklich ewig, schrecklich selig. Er ist nicht der meinige.

Der Gott, an den ich glaube, theilt mit mir die Bürde der Sterblichkeit, indem er zugleich meiner schwachen Brust einen Theil seiner Ewigkeit anvertraut. Er taucht sich in die Schmerzen und Freuden der Welt, er versenkt sich in die Leidenschaften und Triebe, er erniedrigt sich nicht allein zum Menschen, selbst zum Wurm und empfindet den Todesschmerz des unter meinen Füßen zertretenen Geschöpfes. Auf seinen ewig rauschenden Flügeln trägt er den Strahl des Sirius

und den verwehten Blumenstaub des Schmetterlings; an seiner erhabenen Brust liegen die Millionen, die seinem Schöpferrufe willenlos gehorchten, und er läßt und verläßt sie nicht, und es bricht oder jauchzt kein Herz so fern und einsam, das keinen Wiederklang fände im Herzen Gottes. Ja, ich wage es auszusprechen, Gottes ist die Gebrechlichkeit so gut als die Kraft, die flüchtige Lust sowohl als die ewige Seligkeit, der Tod sowohl als das ewige Leben; und nichts Ungöttliches gibt es auf der Welt als die absolute Schwäche, die sich selbst verläßt und daher auch von Gott verlassen wird. Es ist uns gepredigt worden von einem Gott, der aus seinem Himmel herabstieg und Fleisch wurde und in Palästina wandelte und auf Golgatha den Kreuzestod litt. Das ist ein Bild und Gleichniß von dem Gott, der im Fleisch durch die ganze Welt wandelt und dessen Kreuz sich erhebt aus dem Abgrund der Wesen und über Sonnen, Sterne und Milchstraßen hinausragt — dessen Evangelium die Zukunft predigen wird.

Derselbe Gott, der sich zu mir erniedrigt und das Loos meiner Schwäche mitleidig theilt, hebt mich mit liebendem Arm in das Licht seiner Verklärung hinauf

und theilt mit mir, so weit ich dessen fähig, den Genuß seiner göttlichen Kraft und Ewigkeit. Als vernünftiges und thatkräftiges Wesen beherrsche, leite und verkläre ich die dunkeln göttlichen Passionen, die an meine Erscheinung auf Erden nothwendig geknüpft sind; weit entfernt von dem Frevel, dieselben kurzsichtig zu verdammen oder gar vernichten zu wollen; zufrieden und mit gutem Bewußtsein belohnt, wenn ich überall in mir den Gott der Erniedrigung in den Gott der Glorie sich verherrlichen sehe. Sie machen, daß ich sterbe, aber auch, daß ich lebe und bin und mitten im Vergehen den Gedanken der Ewigkeit fassen kann. Und eine bewußte Sekunde Ewigkeit, ein flüchtig unsterbliches Lächeln über dem Abgrund des Todes entschädigt mich für den Blick in diesen. Wer einen Augenblick aus Gottes Auge sieht, der ist unverloren. Mit einem der Millionen Strahlen des göttlichen Auges ist der Mensch begnadigt, in Gottes Ewigkeit zu schauen und Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft seines Lebens als einen einzigen Moment des göttlichen Daseins aufzufassen. Mit einem der Millionen Funken der göttlichen Thatkraft ist der Mensch durch Gott befähigt, seinem scheinbar flüchtigen Wirken in der Welt die ewige Dauer einer unendlichen Folgereihe von Wirkun-

gen mitzutheilen. Verlangt er mehr? Dann verlangt er weniger. Dann will er nur ein kleines, nichtsnützi-ges Ich, die zufällige Kopula zwischen Sein und Nichtsein, durch einen an Zauberei streifenden Akt in Sicherheit gebracht und mit dem Balsam der Unsterb-lichkeit bestrichen und eingeölt wissen. Der ursprüng-liche und gleichsam natürliche Boden dieser Zaube-rei ist nicht der Himmel, sondern die gespenstische Unterwelt, der Scheol der Hebräer, der Hades der Griechen, eine Art Bleikammer für die abgeschiedenen Seelen.

VIII.

O ihr Menschen, wenn denn nichts Ungöttliches an und in euch ist, als die Schwäche, welche im Ge-wande der Heuchelei und am Stabe der Lüge einherzu-schwanken pflegt, so bittet Gott vor allen Dingen um Kraft und Stärke, der Triebe sowol, durch die ihr lei-det und vergänglich seid, als vornämlich der sinnlich schönen Gewalten, durch deren Hilfe ihr das Vergäng-liche in aller Lust und in allem Schmerze männlich besieget, oder wo ihr euch hingebt, mit dem Schimmer

des Unsterblichen anhauchet. Wähnet aber nicht in die göttliche Freiheit einzugehen durch despotische Knechtung. Gebt euch nicht dem mönchischen Glauben hin, Gott gefälliger und tugendhafter zu werden durch bloße gewaltsame Schwächung und Unterdrückung eurer Leidenschaften. Wollt ihr Gott vom Kreuze reißen, so lange er athmet und blutet? Aergert euch nicht an den göttlichen Passionen. Gott in seiner tiefsten Erniedrigung bleibt immer Gott. Was ihr Laster scheltet, ist fast immer göttlicher, als eure Tugend, eure scheinheilige Erhabenheit, eure eunuchische Lasterlosigkeit. Gott ist euch näher im flammenden Busche der Wollust, als im herbstlichen Blättersäuseln der Prüderie. Und könntet ihr in die dunkle Quelle hinabschauen, von deren Rande die kochende göttliche Liebesangst und Vernichtungspein in Blasen und Thaten der Grausamkeit übersprudelt, ihr würdet vielleicht Tiberius und Nero und andere wüste dämonisch grausame Naturen unglücklicher als abscheulich nennen, bedaurungswürdiger noch, als irgend eines ihrer Opfer. Das ist der Fluch der Tyrannei, die Strafe des Verbrechens, die Menschheit herabzuwürdigen und allein als Gott unter Thieren zu wandeln, Gottes Strafe an den schwindelnden Häuptern, denen er das Göttlichste entzieht, die That

und die Kraft, um sie im Feuer seines Leidens zu peinigen. *) — —

*) Der vormals thatkräftige Tiberius wurde aus Verzweiflung und Eckel an den Römern grausam. Seine Wollüste tragen den Stempel dieser Grausamkeit. Der weichliche Nero hingegen verübte Grausamkeiten aus Wollust. Als er Rom anzündete, scheint er die Brandstiftungsfurie mancher jungen Mädchen gehabt zu haben. Tazitus, der historische Nachrichter, der diesen Tirannen auf dem Fuße folgt, hat selbst ungemeine Aehnlichkeit mit Tiberius. Tazitus schrieb, wie Tiberius sprach, beide kannten die Spitzen und Abschattungen der Wörter und wandten sie zu ihren Zwecken an. Tazitus hat auch namentlich den Tiberius mit der Wollust eines Künstlers gemalt, nicht gemalt, gemeißelt, in Stein geschnitten, feinste Arbeit, jedes Wort ein Stichel.

Der Krebs.

Das Unvermögen der Zeit zu glauben und zu handeln.

Der Krebs am Himmel ist ein schönes Frühlingszeichen und bedeutet für uns die rückkehrende Sonne. Aber der Krebs, von dem ich reden will, ist die Hoffnungslosigkeit selbst, der Krebsschaden, den die heutige Gesellschaft von ihrer verstorbenen Mutter ererbt, der sich immer tiefer in die zartesten Theile einfrißt und den bisherigen Organismus dieser Gesellschaft allmählig auflösen wird. Wenige sind so unempfindlich oder leben so in den Tag hinein, um nicht die heillose Thätigkeit der Kr:bsscheeren am eigenen Busen zu entdecken. In der Kirche, auf dem Markte, im Familienzimmer, wo zwei Verliebte flüstern oder ein einsamer Blick sich

in die Wolken verliert, überall und offen dasselbe unrettbare Uebel. Die Aerzte leugnen die Krankheit nicht, obwol sie miteinander über Ursprung und Heilart in Fehde liegen. Denn auch das gesellt sich zum Uebel, daß die Menschen, die sich berufen fühlen ihm abzuhelfen und für die Kraft und Gesundheit der gesellschaftlichen Organisation zu sorgen, nicht allein selbst ergriffen und angetastet sind, sondern auch im flagranten Widerspruch ihrer Ansichten die allgemeine Verwirrung noch vermehren helfen. Die im schwarzen Talar finden die Wurzel des Uebels in der Irreligiosität der Zeit. Ihre Stimme schallt grollend und wehklagend aus den verlassenen Tempeln und die Finger ihrer Hand sind steif geworden von dem unablässigen Weisen auf die Heilkraft des Blutes Christi. Aber der wunde kranke Mensch geht kopfschüttelnd an den Kirchthüren vorüber und aus einem Winkel der Arkaden erhebt sich die Stimme eines Demagogen, der den Mangel an politischer Freiheit als den alleinigen Grund der Fäulniß ausgibt. Beiläufig gesagt, man will mich selbst in solcher Harangue betroffen haben; allein ich kann versichern, daß man sich täuscht. Nie habe ich das französische Sirenenlied der Freiheit nachgesungen, nie die Menge mit einem luftigen Namen geködert. So oft

das heilige hochgebenedeite Wort der Freiheit über meine Lippen ging, war's ein tiefer Schmerz um ihr Missen und eine feurige Sehnsucht nach ihrem Durchbruche in die Welt. Aber ich kannte zu gut die Bedingungen, unter welchen ihre Erscheinung möglich, um mich jemals durch ihren äußern politischen Trugschein zu unbesonnenen Hoffnungen berücken zu lassen. Die beiden genannten Aerzte bilden die äußerste Rechte und Linke oder vielmehr das entschiedenste Unten und Oben des Weltkursystems. Zieht euch wieder in die reine Innerlichkeit einer geoffenbarten, durch Jahrhunderte geweihten Mystik zurück; dann entzieht ihr dem bösen Thier, das an eurem Herzen nagt, Trank und Speise und feiert eure Wiedergeburt nach seinem Tode. Werft euch ganz in die Aeußerlichkeit des Handelns, in den freien Strom des öffentlichen Lebens; dann zirkulirt das erfrischte und gereinigte Blut durch das dumme Grillengeschwür eurer theologischen, moralischen und ästhetischen Ansichten und den häßlichen Knochenfraß eures häuslich geselligen Lebens. So predigen Demagog und Mystiker und man sieht, daß ihr radikaler Besserungseifer sie zu Kontrasten führt, die nicht schneidender sein können. Dennoch verlaufen sich beide in denselben unfruchtbaren Zirkel. Sich nach Innen zu fassen und

nach Außen zu lassen, darauf beruht freilich am Ende die ganze Kunst zu leben. Aber nach Innen oder Außen sich zu verlieren, gilt eine und dieselbe Thorheit. Es ist ohnehin gleichgiltig, ob man das kranke durstige Hirschkalb beim Kopf oder beim Schwänzchen von der mütterlichen Euter wegzerrt; desgleichen ob man sich's gar der Quere nach auf den Rücken ladet; wie's die Juste-Milieu Männer aller Partheien anfangen. Das geängstigte Thier verkommt so gut auf die eine, als auf die andere Weise. Da ist keine Rettung, weil keine Einsicht in das Uebel, weil tiefe Finsterniß über den Quellen der Gesundheit wie der Krankheit lagert.

Zunächst fordert man die leidende Menschheit zu Unmöglichem auf. Die Welt leidet ja eben deswegen, weil sie auf gewohnte Weise nicht glauben und handeln kann. Das Bewußtsein ihres Unvermögens in Sachen des Glaubens ist ihr so tief eingegraben, daß sie, wie tägliche Erfahrung lehrt, keinen Anstand nimmt, auch am Glaubensvermögen ihrer Prediger zu zweifeln und mißtrauisch hinter jeder noch so warm und wahr scheinenden Glaubensäußerung Heuchelei und Verstellung wittert. Es wird erlaubt sein darüber ein Wort zu äußern. Wie man überhaupt dem aus der Gebundenheit der Glaubensregion befreiten Verstande einige

allgemeine lebhafte Zweifel gegen die Aufrichtigkeit einer Kaste nicht verübeln darf, welche geschichtlich erwiesenermaßen so oft mit frommem Betrug umgegangen, so sollte man gar dem heutigen Geschlecht eine besonders geschärfte Aufforderung zum Mißtrauen und eine sehr scheinbare Rechtfertigung für das Beharren in selbem nicht absprechen. Wenn auch von der einen Seite die alte starre Kastenschaft des Priesterthums sich aufgelöst im Feuer der Zeit und leichteren minder verfänglichen Formen sich angeschmiegt, wenn auch der frühere Lehrzwang der Sarbonne selbst im Schooße des Katholizismus sich gelüftet und nun gar in protestantischen Ländern zu absoluter Lehrfreiheit sich umgewandelt, wenn also von dieser Seite die Veranlassung zur Heuchelei ihren kirchlich systematischen Charakter, ihre allgemeine äußere, schicksalsartige Nothwendigkeit verloren hat, so läßt sich auf der andern Seite nicht in Abrede stellen, daß bei größerer einzelner Willkühr in Annahme, Studium und Predigt des christlichen Glaubens zugleich den zufälligen Einflüssen und persönlichen Bestimmungen, als denen der Eitelkeit, des Ehrgeizes u. s. w. Thür und Thor geöffnet worden. Bedenkt man zuvörderst, daß die alte Theologie aus einer glaubensstarken und glaubensreichen Zeit hervorblühte, und man

denn doch hinter der bekannten, zu egoistischen Zwecken angestellten, Bearbeitung des Volks von Seiten der Priester, einen allgemeinen festen Glaubensgrund gleich unverfänglich für beide Theile vorauszusetzen habe, will man nicht in Voltaire's blindgehässige Einseitigkeit zurückfallen; daß aber der heutigen Theologie die lebendige Glaubensunterlage immer mehr unter dem Fuße des Katheders wegschwindet und die Verkündiger des verhallenden Evangeliums mitten in altchristlichen Ländern zu Wüstenpredigern und Heidenbekehrern geworden sind, so sieht man leicht, welches Gewicht durch die bloße Betrachtung dieses historischen Gegensatzes in die Wagschaale unserer Zweifler falle. Der Frage nämlich, wie es hätte zugehen sollen, daß die frühere Klerisei sich allein hätte des Glaubens entschlagen können, während jedes Herz vom Glauben durchdrungen und zum Glauben gezwungen war — denn der mittelalterliche Glaube war beinahe wie der Tod eine natürliche Nothwendigkeit, so daß noch gegenwärtig das gemeine Volk vom Sterbenden zu sagen pflegt: er muß daran glauben — der Frage folgt für unsere Zeit eine eben so naive Gegenfrage auf dem Fuße nach, wie es nämlich zugehe, daß die heutige Klerisei sich im Besitze des väterlichen Glaubens behaupte, während der

allgemeine Zeitstrom nur Bruchstücke und halbertrunkene Erinnerungen desselben mit sich führe. Mögen die alten Priester ihre Schelmereien getrieben und die gläubige Menge mit mancherlei Gebräuchen und Dogmen an der Nase herumgeführt haben; das begreift sich allein aus ihrer unveränderlich schlauen und herschsüchtigen Sinnesart, wäre es auch nicht durch die Thatsachen der Geschichte außer allem Zweifel gesetzt. Dieses Verfahren schließt aber wie bemerkt, noch keineswegs eine aufrichtige, vom Bewußtsein willkührlicher Täuschung sich frei fühlende Grundüberzeugung von dem Allerheiligsten, von der überlieferten Bedeutung der Mysterien und den wesentlichen Punkten des gemeinsamen Kirchenglaubens aus. Ein ganz anderer, ein viel schwererer Verdacht haftet auf der priesterlichen Redlichkeit unserer Tage. Im gemeinen Leben spricht man sich gewöhnlich so darüber aus: die Pfaffen wollen das Volk dumm halten, damit sie ihre Herrschaft über das Volk nicht verlieren. Nicht selten taucht daneben die Meinung auf, das sei schon eben recht, daß dem Volke der altväterliche positive Glaube fortgepredigt werde, Lebens und Sterbens halber. Hauptsächlich des Lebens, nämlich des Sclavens und Entsagens wegen, fügt die Staatsklugheit hinzu; denn das Volk

sei eine wilde Bestie, der nur die Religion Zaum und Zügel anzulegen vermöge. Und bei allen diesen und ähnlichen tagtäglichen Redensarten wird in Hinsicht der Glaubensprediger das Allerschlimmste vorausgesetzt, mag es nun Lob oder Tadel finden: die absoluteste Heuchelei in Verwaltung der geheiligten Mysterien, der offenste Betrug in der Verkündigung jener biblisch kirchlichen Hauptdogmen, welchen nach dem zuversichtlichen Glauben früherer Jahrhunderte die alleinseligmachende Kraft inwohnte. Man geht dabei von der Ueberzeugung aus, daß die Priester zu klug seien, um klug scheinen zu wollen, daß es aber Ungereimtheit sei, anzunehmen, der Geist und die Wissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts vertrage sich noch in irgend einem Sohne desselben mit dem dunkeln Glaubenssystem des sechszehnten, und als könne, wie nach dreihundertjährigem Schlafe, ein Luther in der Person eines Harms unverändert wieder zur Erscheinung kommen und die fünf und neunzig Theses von Wittenberg neu auflegen. Aufrichtig zu bekennen, auch mir spielen dergleichen Erscheinungen ungemein in's Verdächtige, und ich kann, so gern ich will, auf einer gewissen Höhe moderner Wissenschaftlichkeit und Bildung den plumpen Widerspruch escamotirter Zeitalter nicht verdauen. An

eine eben so plumpe Heuchelei zu denken, liegt mir fern; näher der Gedanke an eine innere Unsicherheit und ein fortdauerndes stilles Bewußtsein der Täuschung, das sich in die seltsamsten Formen verkleiden und sogar einen Theil der Beredsamkeit ausmachen kann. Wenn selbst ein Luther in manchen Augenblicken über Schwäche des Glaubens klagte, und den Anfechtungen des Teufels zuschrieb, was wir in ihm als die gesunde Schärfe seines Verstandes anerkennen, so begreift sich leicht, daß in einer Zeit, in der zum Zweifeln nicht einmal viel Verstand gehört, weil der Gemeinverstand zweifelt, zum Glauben aber eine singuläre Kraft, weil der Gemeinglaube verschwunden, die Klagen über Schwäche des Glaubens sich vervielfachen müssen und in mancherlei Formeln, als Gebete um Stärkung im Glauben u. s. w., in die Predigt verflochten werden. Damit hängt das ewige Schwanken in jenem Gegensatze, den sie Gnadenleben und natürliches Leben nennen, innig zusammen; und die öftere Erwähnung und rhetorische Verarbeitung dieses Gegensatzes liefern wol die sicherste Anzeige, daß er ihnen selbst wunderlich durcheinanderfließe. Je schlechter sie aber den natürlichen Menschen machen, desto verdächtiger scheint mir der begnadigte Mensch in ihnen. Wären sie nämlich

von jenem positiven göttlichen Leben oder Glauben wahrhaft durchdrungen, so würden sie die Negation desselben kaum gewahr werden, geschweige alle ihre Reden damit ausfüllen, wie mit einem unabweislichen Element. Damit geben sie denn ihren Zuhörern nur ihr eigenes Unvermögen und den Mangel eines freudigen, alle Denk- und Lebensrichtungen ergreifenden, Glaubens auf das lebhafteste zu bedenken. Sie gleichen den Leuten, die Arme und Beine wie zum Schwimmen heftig in Bewegung setzen und doch nur auf trocknem Sande zappeln. Anders macht es Schleiermacher in seinen Predigten. Dieser Geist ist so einzig und die Zahl seiner Anhänger, oder derer, die sich kraft seiner Vollmacht Gläubige nennen, ist in Deutschland so gewachsen und begreift so viele junge Leute, daß ich ihn, da ich mich einmal auf diese Verhandlung eingelassen, nebst seinem Einflusse auf die christgläubige Theologie besonders charakterisiren muß. Schleiermacher war das buckligte Genie des Glaubens, wie Voltaire das buckligte Genie des Unglaubens. In seiner Kirche in Berlin glaubte man unter Christen zu sitzen, die ein achtzehnhundertjähriges Christenthum gereift, und nicht, wie bei jenen unter Heiden, die zu den Weihen des Christenthums erst denselben Tag heranbeschworen,

und gepredigt werden sollten. Er setzte die Thatsache des christlich religiösen Lebens unter seinen Zuhörern voraus, und entwickelte die positivesten kirchlichen Dogmen so gewandt und scharfsinnig und beschränkte sie in ihrer Geltung so dialektisch, daß die Zuhörer, in den leichten Aether seiner geistigen Welt heraufgehoben, darin wie in einem eigenthümlichen christlichen Element zu schwimmen schienen, während sie doch eigentlich nur sich seiner dialektischen Arme und Beine bedienten, oder durch seine geschickte Hand darin schwebend erhalten wurden. Dieses zeigte sich, wenn das letzte Wort von der Kanzel verhallte und jeder Einzelne den Gewinnst an Glauben und Ueberzeugung nach Hause tragen sollte. Da fehlte ihnen eigentlich das wahre Objekt, das ihnen von der einen und von der andern Seite so künstlich verschränkt und so bedingungsweise dargestellt worden, daß sie hinterher nicht daraus klug werden konnten. Ich fordere die größere Zahl von Schleiermachers Zuhörern auf, meine Bemerkung zu bestätigen. Ob Gott dreieinig, ob Christus zum Himmel gefahren, ob Christus Gottes Sohn, ob irgend eines seiner Wunder ein Wunder, ob die Todten auferstehn und die Person des Menschen unsterblich u. s. w. über alles das zerbricht Berlin sich noch gegenwärtig den Kopf, als ob

Schleiermacher nicht dreißig Jahre lang abwechselnd darüber gepredigt. In der That konnte Niemand für sich Schleiermacher ersetzen und so verführerisch ein solcher Mann für junge Theologen sein mußte, die durch ihn eingeführt werden wollten in das Geheimniß, wie der Glaube der früheren Zeit mit dem Verstande der jetzigen vereinbar, so trat fast immer an ihrer nachahmenden Schwerfälligkeit der Widerspruch, der zu vermeiden, um so deutlicher hervor. Nur die Feinheit und unendliche geistige Beweglichkeit eines solchen Mannes konnte nach meiner Ansicht dieser Zeit das Phänomen einer kirchlichen reformirten Dogmatik bereiten, die sich auf dem Standpunkte ihres Verfassers für christlichreligiös und kirchlich gläubig ausgeben konnte und in der doch kein Stein des alten Gebäudes auf einander blieb. Schleiermachers schwebendes Bewußtsein über allem Positiven, hatte ihn befähigt, als Mufti eine eben so gläubige kirchliche Dogmatik zu schreiben. Wer, wie er, in jedem Positiven etwas Wahres zu finden versteht, ist für alle Denkkreise und Zeitalter gerecht. Und obwohl er vielleicht das Prinzip: in jedem Wahren etwas Falsches, in jedem Falschen etwas Wahres, nicht als Motto über seine Dogmatik oder das Portal der Schloßkirche gesetzt, so bewies er

doch, daß es seinen geistreichen dogmatischen Kon- und Destruktionen zu Grunde lag.

Breche ich ab. Der Glaube soll aushelfen, aber der Glaube ist unsere Krankheit, er ist verwittert in unsern Herzen und die Artikel des Heils für die vergangenen Jahrhunderte bringen uns keinen Segen mehr.

Eben wie der Glaube ist aber auch das Handeln gehemmt, weil das Prinzip, das bisher dem Handeln zu Grunde lag, seine Federkraft verloren und nur noch als todtes Gehäuse den Raum ausfüllt und bewegt, der die Lebensmaschine in Bewegung setzen soll. Diese Stockung fühlt sich wohl noch unbehaglicher und schmerzlicher, als die Stockung des Glaubens; weil wir uns, auf's Handeln von Gott angewiesen, in den mannichfaltigsten Trieben und Thätigkeiten verunsichert und paralisirt finden. Dahin gehört denn auch die staatsbürgerliche oder politische Thätigkeit. Daß es uns Deutschen am besten Willen nicht dazu ermangelt, haben wir, denke ich, nach den Julitagen hinlänglich bewiesen. Allein diese Anregungen kamen nur von Außen, und die Hände sanken eben so schnell vom begonnenen Werke herab, als sie zugegriffen. Von Anfang an setzte ich kein Vertrauen darauf; und kann

dieses durch ein kleines Gedicht darthun, das ich in jener Zeit dem eifrig braven Maltitz für den norddeutschen Merkur überließ, es enthält nur zwei Strophen und mag immerhin auch jetzt noch — zumal hier an geeigneter Stelle — des Abdrucks würdig sein:

Mag der Franke den Marseiller singen,
Schlürfen den Champagner der Gesänge,
Der, weil ihm die Flasche ward zu enge,
Ließ den Kork bis an die Neva springen.
Deutsche, schlürfet nicht den fremden Schaum;
Dürstet, dürstet nach dem Rheinweinliede,
Das für künft'ge Luther, Winkelriede
Wächst auf eurer eigenen Berge Saum.

Mag der Franke seine Trikolore
Wehen lassen über Frankreichs Lande.
Ha, er trug sie einst in unsre Thore
Und sie flatterte um uns're Bande.
Deutsche, holt des Reiches Fahne her,
Wo sie modert, aus dem Arsenal,
Daß der junge Morgen sie bestrahle,
Und sie flatt're über Land und Meer.

Dieses Unvermögen zu handeln, weder auf die hergebrachte Weise, die im Mittelalter großartig, kühn, dann bürgerlich, städtisch, ehrenfest, ins Philisterhafte ausartete, noch auf fremden Antrieb nach auswärtigen Gesetzen, macht aus dem gegenwärtigen Deutschland

eines der verworrensten, peinlichsten, schläfrigtrübseligsten Länder der Welt. Alles fühlt sich gehemmt, entmuthigt, hoffnungslos bei hoffnungslosen Zuständen. Und da wir Deutsche gar gewöhnt sind, in Mißverkennung unsers Eigenthümlichsten, unsere Hoffnungen an die Hoffnungen des übrigen Europa zu knüpfen, so ist für uns eine Zeit eingetreten, wo wir mit stummer verzweiflender Resignation in Gegenwart und Zukunft hinausblicken. Wenigstens diesen Irrthum will ich zu bekämpfen suchen, und ich will Rosen jedem Schriftsteller auf den Weg streuen, der mich darin unterstützt. Während die bleiche, flüchtige durch Frankreich verrathene Polonia ihre Blutspuren über alle Grenzen schleppt und die reinliche Polizei mit einem Aschenbeutel hinterherzieht und die abscheulichen Flecke überstreut, nimmt Frankreich mit gebundenen Händen eine Prise contenançe und Deutschland verzweifelt, weil Frankreich nicht mehr handelt und in Paris alles aus zu sein scheint. Die Deutschen, mitsammt den übrigen Europäern haben sich einmal daran gewöhnt die Axe des europäischen Lebens sich vom Schicksal so gezogen zu denken, daß Frankreich den positiven Freiheitspol, Rußland den negativen darstelle. Allein diese französisch-russische Polarität, so lebhaft sich dieselbe namentlich

in den Julitagen aufdrang, ist nur eine flüchtig vorübergehende Erscheinung im erhabenen Prozesse der europäischen Freiheitsentwickelung. Der Russe einzeln und persönlich genommen läßt sich so leicht französisiren, und der einzelne Franzose, ja die ganze Nation, wie unter Napoleons autokratischem Zepter so hastig russisiren, daß ihre beiderseitigen Polaritäten sich austauschen können, ehe man die Hand umdreht. Deutschland, das ewige, natürliche Zentralland der Bewegungen Europa's, sieht seinen nationellen Genius, trotz seiner Selbstverkennung, weder mit dem russischen noch mit dem französischen Volksgeiste verwandt und wird daher weder dem Russenthum, noch dem Franzosenthum, weder seinen östlichen Fürsten, noch seinen westlichen Demagogen dauerhaften Vorschub leisten. Nur das Volk, das bisher die Geschichte der absterbenden christlichen Welt mit Ideen geschwängert, wird den Beruf zeigen, neue geistige Evolutionen hervorzurufen. Die französische Revolution ist durchaus keine schöpferische That, von der eine neue Aera der Weltgeschichte begänne. Niemals hat der französische Genius sich als ein schaffender gezeigt. Ich möchte den Blitz sehen, der aus der Tiefe einer französischen Natur, eine neue Welt von Gedanken entzündete. Laßt die Franzosen

auftreten mit einem einzigen Gedankenkönig, der unsern deutschen Ideenkaisern sich gewachsener fühlte, als der betende Ludwig, der mordende Ludwig, der galante Ritter Franz, unserm Heinrich dem Vogler, unserm Rothbart, unserm Otto, unserm Friedrich dem zweiten, Karl dem fünften, diesen in Granit gehauenen kaiserlichen Reichsapfelträgern, denen kein französischer König auch nur an den Schwertknopf reichte. Jakob Rousseau? Ja, Er allein ist es, der dreist in die Schranken treten mag, denn sein Blick leuchtete vom Abglanze einer himmlischen Muse und sein Geist war umhüllt von der göttlichen Dämmerung des Genie's. Aber der Bürger von Genf war kein Franzose, eben so wenig wie Karl der große und Napoleon, da hast du sie alle drei, Nichtfranzosen, die Frankreich mit ihrem Genius verherrlichten.

Von Deutschland, oder wenn man will, von der skandinavischen Halbinsel ging die neueuropäische Bewegung aus. In der pyrenäischen Halbinsel fand sie ihr Ende. Die Stämme, die über die Meerenge von Gibraltar setzten, gingen in Afrika unter. Nun trat zwischen jenen Gothen die jüngst über das baltische Meer drangen und ihren Enkeln, welche die Pyrenäen erkletterten, ein Zwischenraum dunkler Jahrhunderte, in

welchen auch die galischen, britischen Mittelländer Europa's von den Kämpfen und Siegen des Germanenthums wiederhallten. Deutschland wurde das Zentrum; Italien blieb am schwächsten berührt. Die Schweiz zog das reinigende Gewitter ab und Italiens Luft blieb schwül. Als Nation ward Spanien die stärkste, was sie noch jetzt, Gemisch von iberischem Silber und germanischem Eisen. In Frankreich wog das Quecksilber vor und die gemischten Eisentheile verloren sich in der gallischen Masse. England ein Amalgama der Zinninselbewohner mit den Eisenmännern des Nordens.

Wenn nun die Freiheit durchaus aus dem Geiste der Nationalität hervorblühen kann, wie ich's behaupte, so sollte man die Axe des europäischen Lebens in jener Richtung ziehen, wo Spanien und Skandinavien sich polarisch gegenüber stehen und Deutschland als die Zentralkraft begrüßen, welche, wenn irgend das im göttlichen Plan liegen sollte, einen neuen Lebensumschwung bewirken müßte.

Das ist das Hoffnungsreiche und am Ende verkündet auch unser glaubens- und staatsgesellschaftlicher Krebs — die wiederkehrende Sonne.

Der Löwe.

Die schlafende Freiheit.

I.

Damals, ich meine im Jahr 1813, ließen Metternich und Hardenberg die deutsche Freiheit los gegen die Franzosen. Der alte Leu, er hatte bis dahin Jahrhunderte lang in verschiedenen deutschen Staatsgefängnissen, nämlich deutschen Staaten, ruhig an der Kette gelegen und geschlummert. Er fühlte sich sehr abgespannt nach der dreißigjährigen Selbstzerfleischung. Da brannte ihm die französische Revolution eine Rakete unter der Nase ab. Er erwachte von ihrem feurigen Geprassel, um sogleich mißmuthig wieder einzuschlafen. Da trat Napoleon ihm höhnisch auf den Schweif und spie ihm verächtlich in's Gesicht. Und das war ihm zu viel. Er erhob sich. Deutschlands Fürsten traten

hinan an das königliche Thier, streichelten ihm herablassend gnädig die zorngesträubte, teutonischgelbe Mähne und drückten ihm in ihrer Herzensangst unter den schönsten Versprechungen die grobe treue Pfote. Und der alte Löwe erhob seinen Schweif, wie Ziska seinen mit eisernem Morgenstern gegürteten Dreschflegel, und sprang brüllend über den frohlockenden Rhein und schlug dem korsischen Adler beide Flügel ab. Darauf wurde der Adler zu Schiff nach einem einsam fernen Felsen gebracht und auf dem kahlen Gipfel niedergesetzt und von Sir Hudson Lowe zu Tode gefüttert.

Gleich nach des Löwen Heimkunft nahm Metternich die Fürsten beiseite, und flüsterte ihnen zu, schauen's, wie erhitzt unser alte Löwe aussieht, wie unerlaubt jugendlich er an den Stangen der Turnplätze hinanklettert, wie hartnäckig, ja drohend er seine kaum wiedergewonnene Stimme erhebt, um uns an die Erfüllung unserer Versprechungen zu mahnen. Ich beschwöre eure Majestäten, auf diese ehemals so gesetzlich schläfrige und gutmüthige, nun aber gefährlich alterirte Bestie ein wachsames Auge zu halten, und dero geheiligte Personen nicht durch unvorsichtiges Annähern in Gefahr zu setzen. Inzwischen werde ich die zweckdienlichsten Maßregeln ergreifen, um das arme Thier aus

seiner fieberhaften Muskelspannung in den verscheuchten wohlthätigen Schlaf zurückzuführen.

Und die deutsche Freiheit, Dank sei es jenen Maaßregeln, schlief wieder ein.

Freilich nach den Julitagen hat der alte Leu ein Paar kurze Sätze gemacht und hin und wieder ein Paar abgebrochene eherne Paukenklänge aus seiner gewölbten Brust verloren; aber sein österreichischer Wächter lächelte dazu. Er kennt genau die Widerstandskraft der Kette, die in den Stückgießereien von Wien und Berlin zu Stande gekommen. Er selbst hält ihren letzten Ring spielend in der Hand, und sollte einmal seine reizende, jugendlich schöne Gemahlin ein Gelüste bekommen, auf einem Löwen zu reiten, wie Danneckers Ariadne auf einem Panther, so läßt der beglückte Fürst sie ruhig aufsteigen und Thorwaldsen verewigt die anmuthige Gruppe in carrarischem Marmor.

II.

Metternich lächelt, der moderne, zierlich diplomatische Jupiter Ost-Europa's lächelt, er der den habsburgischen Adler mit gewundenen Donnerkeilen sich zu Füßen ruhen sieht, der seinen erhabenen Vorgänger, den kriegerischen Jupiter Europa's verrathen, gestürzt,

zerschmettert hat, der sich der listigen Verhüllungen des alten Olympiers bedient, um die Länderschönheiten an sein System zu fesseln, der in der Lombardei die Gestalt eines ungarischen Stieres annimmt und auf den sonniggrünen Wiesen des Po weidet, der als Schwan seinen weißen gebogenen österreichischen Hals in die Palästespiegelnden Kanäle von Genua taucht — Metternich lächelt, denn die deutsche Freiheit schläft wieder.

Lassen wir Metternich lächeln und blicken dem schlafenden deutschen Löwen in's Gesicht. Tretet herbei, ihr Völker Europa's, komm' heran italienischer Fuchs, spanischer Tiger, französisches Windspiel, englischer Leopard, nahet euch und belauscht den Schlaf eures Königs. Eures Königs, sage ich. Ihr werdet ihm doch diesen Titel nicht streitig machen, weil er schläft? Sie haben ihm was eingegeben, sie haben ihm einen bösen Trank gemischt, sie haben seine edlen, einst so hilfreichen Glieder verrätherisch hingestreckt — doch betrachtet sie, es sind die Glieder eines Löwen, eures Königs. Er ist noch derselbe, der den römischen Erdkreis angstvoll erzittern machte, als seine Stimme zuerst aus Germaniens Urwäldern erscholl. Derselbe, der, als er aus ihrem heiligen Dunkel heraustrat, die

weibisch heulende alte Welt unter seinen Tatzen in Trümmer zermalmte. Derselbe, der als Völkerherkules die Länder Europa's durchstreifte und mit triumphirendem Blick hoch herab von den Säulen seines Vorgängers in die Wogen des atlantischen und mittelländischen Meeres sah. Derselbe, der seinen Heldensamen in Spanien, Frankreich, England so verschwenderisch ausstreute und dem alle diese Völker verdanken, was Großmüthiges, Kriegerisches, Freiheitathmendes in ihren Jahrbüchern lebt.

Doch, ich weiß, Völker haben ein schwaches Gedächtniß, und ich darf nicht erwarten, daß die Erinnerung an Zeiträume in euch aufdämmert, wo ihr noch als Kinder in der Wiege lagt. So hört denn weiter, ihr Völker Europa's. Der Löwe, der vor euch liegt und schlummert, ist derselbe noch, der in Luthers erhabene Gestalt verkörpert, zum zweitenmal Gericht hielt über das tyrannische Rom, der zum zweitenmal das Steuer der Weltgeschichte ergriff, das Panier der Geisterfreiheit aufpflanzte, und durch seine Ideenwanderungen nicht minder, wie einst durch seine Völkerwanderungen Europa aufrüttelte und verjüngte.

Wolan, betrachtet ihn, betrachtet euren König.

Noch ist er keine Leiche, nur seine Glieder sind erstarrt, nur sein Auge geschlossen, die Seele lebt, die Brust athmet, die mächtige Stirn zuckt von Träumen und Gedanken, er grübelt — vielleicht ihr Völker Europa's grübelt er darüber nach, durch welche Rune, welche Beschwörungsformel er den Bann heben muß, der ihm Leib und Glieder lähmt.

Völker Europa's, hat der alte deutsche Löwe das Wort der Befreiung gefunden, so wird er euch zum drittenmal die Thore der Weltgeschichte öffnen. Eure Revolution, Franzosen, hat die sieben Siegel der geheimnißvollen Pforte noch nicht aufgebrochen. Als in den Julitagen das alte Königthum, mit Flüchen und Steinwürfen bedeckt, über den Kanal flüchtete, als der Thron einsam stand und die Trabanten an seinem Fuße erwürgt waren, wer hinderte euch die Freiheit auf das Polster zu heben, das sie erwartete?

Eure Revolution, Franzosen, war nur die Folge der bei euch gewaltsam zurückgetretenen Reformation. Wäre England katholisch geblieben, ein ähnliches und allem Anschein nach furchtbareres Staatsbeben hätte die Insel erschüttert. Die Revolution hat Frankreich durch einen Gewaltschritt dahin gebracht, wohin dasselbe im

Verlauf dreier Jahrhunderte auf dem ruhigerem Gleise der Reformation gelangt wäre: zum Sturze des Pfaffenthums, zur Schwächung des Adels und — zur Befestigung des Königthums, dem auch in Frankreich alle Gewalt in die Hände gespielt. In England ist noch gegenwärtig gerade so viel französisch revolutionairer Zündstoff vorhanden, als Katholisches in Kirche und Staat sich mit dem Gewebe der Reformation verwirkte. England wird daher über kurz oder lang den katholischen Rest ausstoßen das in Gold und Diamanten gefaßte bleierne Episkopalthum in den Schmelztiegel der wachsenden Staatsbedürfnisse werfen, die, mit Ausnahme der deutschen Fürsten, einzige Aristokrasie in Europa um viele Morgen Landes, vielleicht auch um einige Köpfe, ärmer machen, den König aber augenblicklich mächtiger, wenn auch nicht fester und sicherer auf seinem Throne.

Wenn für England diese Stunde schlägt, wenn in Alt-Europa das zögernde Endstück von der Domuhr des Mittelalters abläuft, dann wollen wir sehen, ob der saxo-britische Genius befähigter, als der franko-gallische, ein neues selbstständiges Leben der Freiheit zu beginnen; dann wollen wir sehen, ob der englische Leo-

pard ohne Vorsprung des deutschen Löwen in die Bahn des neuen Völkertages einbricht.

Goldgemähnter Herrmann, wie lange willst du schlafen?

Die Jungfrau.

Ewig Dieselbe.

Disputirend gingen zwei Studenten aus dem Bonner Thor, das nach Koblenz führt. Der eine nannte den andern Eduard, dieser ihn Ludolf und jener Eduard war mein Freund und dieser Ludolf war ich. Wir disputirten über Schelling, Hegel und Herbart und welche Philosophie zuletzt den Sieg davon tragen würde. Es gab einen harten Strauß. Er hielt auf Hegel, ich anf Herbart und wir hatten unsere armen Philosophen so eifrig bei Bart und Mantel erfaßt, daß wir auf offener Landstraße eine gute halbe Stunde mit ihnen umherzerrten, ohne daß ich ihm seinen Hegel, noch er mir meinen Herbart aus der Hand winden konnte. Ich weiß aber noch die Stelle zu bezeichnen,

wo uns plötzlich die Sphyngspuppen aus der Hand fielen. Wir bogen an's Ufer des Rheins hinunter und wurden so lebhaft überrascht von der wunderbaren Schönheit des Abends, daß wir ohne Widerrede der Natur die Palme überließen. Wir näherten uns einer kleinen Kapelle, die hart am Ufer des Rheins auf einem Hügel steht; rings im Kreise herum ihre kleine stille Dorfgemeinde versammelnd, lauter friedliche Leute und gute Nachbaren, schlafende Winzer und Winzerinnen, reif und unreif von der Hand des genäschigen Todes abgepflückte Traubenpflücker, gekeltert mit seinen knöchernen Füßen, um dermaligt als himmlische Liebfrauenmilcher, Rüdesheimer und Johannisberger sich selbst zu trinken, wenn sie anders die Weinprobe des jüngsten Gerichts überstanden und dem Herrn, der sie prüfend auf die Zunge legt, nicht gar zu kretzerisch und ketzerisch schmecken.

Wir setzten uns auf die steinerne Mauer, die diesen Weinberg des Herrn umfriedet. Eine altergraue Ziege, die gewiß schon mit den Juden aus Aegypten gewandert, lag hinter uns im Grase, an einem versunkenen Denkkreuze und käute mit geschlossenen Augen geheimnißvoll wieder. Eduard legte seinen Arm auf meine Schulter und wir sahen verstummt und

selig auf den Rhein zu unsern Füßen, und über uns auf die rothen verschwimmenden Wolkenbilder am Himmel und vor uns auf die felsigen Häupter des Siebengebirges.

Es war eine schaurig süße Stunde. Wir überließen uns ganz wie Kinder den träumerischen Eindrücken der abendlichen Natur, oder stimmten wie Leute von Ton in den Ton unserer Umgebungen ein. Süße Sagen flüsternd, wie der Rhein, eilte und rauschte der Strom der Vergangenheit an uns vorüber und die ewige erste Jugendliebe erhob ihr Haupt in duftiger Ferne wie ein Felsengebirge mit Ruinen und anderm romantischen Zubehör.

So saßen wir eine geraume Zeit schweigend nebeneinander, in uns die vollständigste fata morgana von Abendroth, Himmelbläue, Wolkenzügen, Strömen, Felsen und Ruinen, oder aus der Natursprache in liebes Deutsch übersetzt, die weichste, wunderbarste Mischung von Träumen ohne Wesen, von Wünschen ohne sonderliches Glück. Da ich aber, bereits älter als er, die sentimentale Durchweichung nicht lange ertrug, so suchte ich mich ihr durch die plötzlich aufgeworfene prosaische Frage zu entziehen, ob es gut und räthlich, von kalten moosfeuchten Steinen sich Schnupfen und

Erkältung zu holen, oder ob's nicht besser, in's nächste Wirthshaus zu fallen und, ein Gläschen Gottesgabe vor sich auf dem Tische, die unterbrochene Transpiration wieder anzufädeln.

Eduard gehörte zu den besten Menschen auf der Welt; aber die Abendröthe war seine schwache Seite. Wenn der Himmel knospete und roth ausschlug, trat Liebesfrühling in sein Herz. Warf der Himmel glühende Rosen umher, so fiel die glühendste auf seine Brust. Allein die Rosen am Himmel welken noch schneller, als die Rosen auf der Erde, und er hatte die üble Gewohnheit ihnen langsam nachzuwelken. Und das machte ihn traurig den armen Jungen.

Ueberhaupt lag ihm wie allen norddeutschen halbweg=poetischen Gemüthern, von Jugend auf etwas Schwermüthiges, Schweifendes, unbestimmt Sehnsüchtiges im Gemüth. Er bekämpfte den formlosen unruhigen Geist nach besten Kräften und fixirte ihn, unter so viel strebenden Jünglingen, denen ein bestimmtes Ziel vor Augen schwebte, auf wissenschaftliche und burschenschaftliche Zwecke. Da aber trat ihm ein Engel entgegen in Gestalt eines Mädchens und als er das Mädchen oder den Engel sah, ließ er alles stehn und liegen und seufzte und rannte ihr nach. Ich habe sie

wohl gekannt. Sie hieß Julie. In ihrem Gesicht lebte eine schöne heitere Sicherheit und ihr braunes Auge war wirklich himmlisch klar, aber auch eben so himmlisch kühl, bei aller schalkhafter Laune, die ihr unter den langen seidenen Augenwimpern herauslachte. In der ersten Zeit sah das anmuthige geistreiche Kind ihren Schwärmer nicht ungern in ihrer Nähe. Er unterhielt sie durch sein geistiges Feuer, erschreckte sie aber bald durch Laune und ungestüme Leidenschaft, die er nicht verbergen und sie nicht theilen konnte. Sie lebte in einem christlich frommen Aether, und schien nur durch das Medium ihres Heilandes lieben zu können. Beim Abschiede gab sie ihm weniger durch Worte als durch wehmüthige Blicke zu verstehen, daß ihm die Trauben zu hoch hingen.

Dennoch fand er die Trauben sehr süß und darin glich er nicht dem Fuchs in der Fabel. Er tröstete sich mit dem Glauben, sie blühe und dufte nur für den Himmel und keine irdische Hand werde und dürfe sie pflücken. Darin irrte er sich. Sie nahm zwei Jahre darauf einen Mann.

Nach der poetischen Heilsordnung, die sich ausschließlich auf unglückliche Dichter erstreckt, flüchtete er ins Reich der Klänge, wie andere verliebte Unglücks-

vögel sich in's Wasser oder in den Glauben stürzen, oder einfach den Verstand verlieren oder nach Paris reisen oder trunkfällig werden oder an der uranischen Venus sich rächen durch die pandemische.

Er machte die rührendsten Gedichte, gewöhnlich des Nachts, und am andern Morgen verbrannte er sie und streute die Asche in alle vier Winde. Gedruckt hätten sie ihm eine Stirn voll Lorbeeren und eine Tasche voll Kremnitzer eingebracht. Aber er hätte sich zu Tode geschämt. Unsere besten Dichter, glaube ich, sind die unbekannten.

Ich ließ ihn trauernd in der Abendröthe. Meinen Zuspruch überhörte er, bis ich ihn dreimal wiederholt und ihn am Arm von der Stelle zog. Ich weiß nicht, welche düstere Ahnung mich anwandelte als ich ihm in's Gesicht sah; aber das ahnte ich nicht, daß ihm die letzte Sonne unterging, und daß er für ewige Zeit von ihr Abschied nahm. Und doch war es so. Den Tag darauf ertrank er im Rhein, beim Baden.

Dem Denkmal, das ich ihm hier errichtet, füge ich ein anderes von seiner eigenen Hand hinzu. Sein Schatten wird mir nicht zürnen, indem ich das einzige Gedicht, das sich unter seinen Papieren fand, dem Dunkel meines Schreibepults entreiße. Die einzige

Rücksicht, die mich bisher abhalten konnte, ist mit dem Tode seiner Julie weggefallen. Das Gedicht führt die Ueberschrift:

„die Jungfrau"

und der Leser sieht daraus, daß es für mich eine Sache der Pietät war, sie als himmlischen Stern glänzen zu lassen. Unter der Ueberschrift ist in Klammern der Tag, oder vielmehr die Nacht und die Stunde verzeichnet, in welcher das Gedicht konzipirt.

O Liebe, Liebe, falte deine Flügel
Zusammen doch und schließ' die Augen zu.
Du zitterst wie die Rebe auf dem Hügel,
Und hast wie Wind und Wasser keine Ruh.
Wenn alles schläft und still ist in der Nacht,
Ihr wandert, rauschet, flüstert, wacht.

Wolan, so flieh! Hoch über ihrem Dache
Blitzt unser Stern, wie Nordstern meiner Brust.
Er leitet mich zu ihrem Schlafgemache,
Zu schau'n die Träumende mit Himmelslust,
Zu tauchen in den reinen Aetherquell
Des jungfräulichen Athems Leib und Seel'.

Dort steht das Thor. Es hält von alten Zeiten
Das Pflaster die verliebten Tritte fest —
Dort Haus und Treppe, die von beiden Seiten
Des Himmels Eingang dich erobern läßt;
Dort schaut' ich sonst nach ihrem Fenster hin,
Dort grüßt' ich mir den Gruß der Zauberin.

So spät? — Was will der ungewohnte Schimmer,
Die laute Nacht, die Fenster tropfenfeucht.
Und Saitenspiel, ha Saitenspiel, das immer
Wo es mich schlägt, die Ruh' in mir verscheucht.
Halt ein damit — wo ist ein Herz so fest,
Das ohne Kehr von seinem Wahnsinn läßt.

Das sind die Saiten, die nicht ausgeschlagen,
Sie suchten mich, sie riefen „bist du da?"
Ich mied sie stets, ich schwieg und ließ sie fragen,
Und ging im Dunkeln, wo mich Niemand sah.
Und glaubte schon, die wilden Klänge sind
Mit Rausch und Tanz verflogen in den Wind.

Doch nein, sie schwebten wie Gewitterflüge
Hoch über dem erbärmlichen Geleis.
Sie spotten mein, sie spotten jener Lüge,
Die Selbstbesiegung mir zu heucheln weiß.
Ein rascher Griff, ein Klang — der Sturm erwacht,
Und Blitze sprühen durch die öde Nacht.

Gesellschaft schwirrt in der erhellten Stube,
An langer Tafel reiht sich Gast an Gast.
Ha dort sitzt Julie — wer ist der Bube,
Der dreist und sicher ihre Hand erfaßt;
Der jetzt sie küßt, ihr zarte Dinge schwört.
Und siegreich blickt, als wär' er schon erhört.

Sie lächelt, sie ergreift auf's neu die Zitter —
Wie schön sie ist — sie singt ein schmelzend Lied
Vom Troubadour, vom Liebchen und vom Ritter
Und wie an Hymen Amor sie verrieth —
Kind, ahnst du besser nicht der Liebe Graus —
Ich will dein Sänger sein beim Hochzeitsschmaus.

Du selber schufst in meiner Brust dis Feuer,
Damit entzünd' ich deine keusche Brust,
Und Gott und Geist, was heilig dir und theuer,
Das gieß' ich hin in einen Strom der Lust.
Schau auf, schau rings in der entflammten Welt
Nur Mann und Weib, das sich umschlungen hält.

Schon wird die rothe jungfräuliche Rose
An deinem Busen glüh'nder, feuriger.
Bald taumelt Wollust auf dem grünen Moose
Von Blatt zu Blatt verschmachtend hin und her,
Bis jedes Blatt, von Liebe angesteckt,
Als Flammenzunge eine Flamme leckt.

Und Wollust knistert in den Bettgardinen —
Einst Engelsfittichen, die Schlaf geweht
Der Jungfrau, die vom keuschen Mond beschienen
Süßträumend lag auf ihrem Ruhebett —
Sie flattern auf — begib dich nur zur Ruh —
Ein Flammenmantel deckt die Houri zu.

Dann Mädchen, wenn der Mond, des Himmels Kerzen
Herniedertaumeln in der Sinne Gluth;
Wenn des Erlösers Kreuz auf deinem Herzen,
Auf deinem Herzen nicht mehr sicher ruht —
Dann bist du mein, mein, sag' ich, schreie nicht!
Ich riß umsonst dich in die Flammen nicht.

Was sang' ich, Gott, ich sehe sie erblassen,
Sie sinkt, sie schließt der Augen holdes Licht.
O Julie, ich will dich fliehn, mich hassen,
Verabscheu'n; Julie, hasse du mich nicht.
Vergiß, vergib, was Lieb' an dir verbrach,
Was nur mein Mund im tollen Wahnsinn sprach.

Ich träumte dich in eines Tempels Zelle,
Als Priesterin, die's ew'ge Feuer pflegt;
In Gärten dich, die gottgewandte Seele,
Mit Blumenkindern mauereingehegt.
Von keines Mannes Lockung je verführt,
Dem Himmel lebend, sterbend unberührt.

Hin ist der Traum — und doch, ich lass' ihn nimmer;
Als Jungfrau wirst du meiner Phantasie
In ewig frischem jugendlichem Schimmer
Vorschweben wie die heilige Marie:
Wie einst ich zitternd dir in's Auge sah,
So bleibst du mein, so mein, o Julia!

Erwach' und wirf auf deinen reu'gen Sänger
Nur einen Blick, der ihm Verzeihung winkt.
Hier unter euch ist meines Seins nicht länger,
Die Häher schrei'n, der Morgennebel sinkt. —
Ich neigte küssend mich auf sie herab,
Sie sah mich an und weinte und vergab.

Der Skorpion.

Heine's Lieder.

Im Sommer 1830 mit Heinrich Heine in Hamburg zusammenlebend, erinnere ich mich eines Morgens früh ihm einen Besuch abgestattet zu haben, der allem Anschein nach nicht ohne Einfluß auf die Sterne blieb, und vermuthlich die nächste Veranlassung gab, daß Heine's Lieder, wenigstens eine Gattung derselben, im Thierkreise flimmern. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, diesen Besuch als Einleitung voraufzuschicken. Als ich mich an seine leichte Seite auf dem Sopha niedergelegt, erinnerte mich der erste Blick auf die umgebenden Gegenstände sehr lebhaft an den göthischen Zugvogel, der nirgends seines Bleibens findet, ein offener Reisekoffer, zerstreute Wäsche, zwei oder drei

10 *

Bändchen aus einer Leihbibliothek, ein Paar elegante Stöckchen mit kaum verwischten und abgeglätteten Spuren sorgfältigen Einpackens und vor Allem das Männchen selber; denn obwohl er bereits einige Monate die Hamburger Luft athmete und in einem anständigen Bürgerhause wöhnlich eingerichtet war, so schien er mir doch den Anstrich von einem Reisenden zu haben, der erst den Abend vorher vom Postwagen gestiegen und eine etwas marode Nacht im Gasthofe zugebracht. An diesen allgemeinen mobilen Eindruck knüpfte sich ganz natürlich ein Gesprächsthema über Reisen und Wandern und ich brachte die Reisebilder auf's Tapet, obwohl eigentlich wider meinen feineren Takt sündigend, der mir verbietet, Schriftsteller an ihre Werke zu erinnern. Ich hatte damals meine Studentenjahre noch im frischen Gedächtniß und erzählte ihm, wie ich seine Lieder, die dem ersten Theil der Reisebilder vorausgehen, früher gekannt als dieses Werk selbst, ja sogar früher als den Namen ihres Verfassers. Damit, sagte ich, ging es so zu. Ich kümmerte mich während meiner Studienjahre bitterwenig um die erscheinende neueste Literatur. Madame Schwers in Kiel wird im Folioregister ihrer Leihbibliothek meinen Namen kaum anders als mit der Num-

mer Göthischer Werke, die ich las und wieder las, auf einer Linie erblicken. Dieses geschah nicht aus Verachtung des Neuesten; denn ich kannte es nicht. Auch nicht aus Prinzip oder übermäßig gelehrtem Eifer; sondern wohl hauptsächlich deswegen, weil ich als Knabe und Gymnasiast schon das allgemeine Lesefieber so ziemlich überstanden, ferner weil in mir durch frühere Versuche und derzeitige poetische Anlässe und Aufregungen der eigene Schöpfungstrieb in voller Blüthe stand, und endlich, weil ich zu lebhaften Geschmack und Antheil an der burschikosen Tagesgeschichte nahm, um mich in fremde, fernliegende und noch dazu papierne Phantasiewelten eben sehr neugierig einzudrängen. Dennoch blieb ich von den geheimen interessanten Einwirkungen derselben nicht völlig unberührt. Der Kreis, in dem ich mich bewegte, bestand aus lebhaften und geistreichen jungen Leuten, die sich zum Theil weniger Literaturscheu zeigten, als ich selber. Auf Spaziergängen nach dem Düserbrooker und Wiburger Holze und im weinduftigen tiefen Schacht, in den wir des Abends fröhlich hinabfuhren, hörte ich so manchen „göttlichen Witz" so manche Phrase, „die wahrhaftig auch nicht von Haferstroh", so manche Lieder und Liederverse rezitiren, daß ich so ungefähr die

neue Literaturglocke läuten hörte, ohne sie zu sehen und zu wissen, wo sie hinge. So hörte ich denn auch Ihre Lieder und zwar die pikantesten, tollsten und frechsten aus dem Munde eines genialen Menschen, der über kurz oder lang einmal in der Welt auftauchen wird. Dabei kam uns der Dichter nur als ehemaliger Göttinger Student in Betracht, und wenn ich ganz den eigenthümlichen Eindruck schildern soll, den diese Gedichte auf uns machten, so muß ich bekennen, derselbe bestand auch nur im Einklang mit der altburschikosen Malice auf die Philisterschaft, der nun, wie uns bedünkte, mit so keuschen Liedern ein neuer Stoff zur Aergerniß geboten wurde. — Heine nahm sich bei dieser Erklärung ganz allerliebst. Er drückte sich das rothseidne Taschentuch, das er sich zur Nacht um den Kopf gewickelt, mit beiden Händen an die glatten schwarzen Haare, klagte anfangs, wie gewöhnlich, über Kopfweh, wickelte und zupfte darauf den bunten mephistophelischen Schlafrock in den kühneren Wurf eines Faustmantels um die Schulter und begann mit lächelnder Miene und blinzelnden Augen, aber im trockensten Dozententon mir als einem jungen Scholaren die tiefere welthistorische Bedeutung seiner liederlichen Lieder auseinanderzusetzen. Ich mußte ihm gerade ins

Gesicht lachen und blieb demungeachtet ein aufmerksamer Zuhörer. Die Situation war so komisch, daß, wie gleich nachher der taube Lyser ins Zimmer trat, er sich kichernd uns am Tische gegenübersetzte und eine der lustigsten Karrikaturen von uns entwarf, wie sie seiner flüchtig geschickten Feder nicht selten ungemein gelingen, und die, wie ich glaube, Heine noch gegenwärtig aufbewahrt. Bereite ich hierauf der heitern Szene einen kurzen Schluß und knüpfe daran folgende Uebergangsbemerkung. Ich stimme gegenwärtig der Heine'schen Aeußerung vollkommen bei, seine Lieder würden ihn überleben. Ich verstehe das so gut von den mährchenhaft tiefen und schönen, als ganz insbesondere von den wilden und unzüchtigen. Das kleinste und schmuzigste Rosenblättchen seiner Liebespoesie, oben auf mit dem verdächtigen Namen und Andenken eines schönen Berliner Kindes wird tiefer in die Unsterblichkeit hineinflattern, als tausend und abertausend theologische und moralische Fettschwänze dieser Zeit ihnen nachtrippeln mögen.

Nur muß ich doch darüber lächeln, daß ich bei meinem Vorhaben, meine Ideen über jene Lieder auf eine ernsthafte Art an und auszuführen, und ihnen eine gewisse und nicht unwichtige Zeitbedeutung beizule-

gen, manchen Leser eben so zum Lachen provozire, als Heine mich. Bekenne ich nur gleich, die sind mir die liebsten, denn sie gehören der keckſten ersten Jugend an und sind, was ich war. Aber andere gibt es, die werden die Nase rümpfen und scheel sehen, solche, auf deren Mißbilligung überall mit Bestimmtheit zu rechnen, sobald gewisse Namen und Erscheinungen der Gegenwart eine, wenn auch noch so vorsichtig beschränkte, Anerkennung im Sinn der Jugend finden. Vor ihnen hat ein junger Schriftsteller sich nicht sorgfältig genug zu hüten. Mischen sie sich in die Kritik, so streuen sie die einfältigsten oder böswilligsten Mißverständnisse in die frischgeackerten Furchen seines jungen Rufes. Läßt ihn die Gunst des Himmels lebendig in die Saiten der Zeit eingreifen und mit anderen schon berühmten Spielleuten wetteifern, obgleich bescheiden ihr größeres Talent anerkennend, so „lebt er in einem haltungslosen Taumel und holt sich die Idee der Freiheit aus der zweiten Hand, von Börne etwa und Heine.“ Gibt er der metrisch geringelten Brillenschlange, die durch Italiens dunkele und feige Lorbeerbüsche kriecht, gelegentlich einen Tritt mit dem Fuße und bekennt sich zur Schlagaderpoesie kräftiger Naturgefühle und erfreut sich an dem weißgeborenen Rosse, das sich die Strie-

men der Göttinger Reitschule und den Schmutz der Hamburger Gassen in den Wellen der Nordsee abwäscht, so kann er sich von Seiten aller Schulfüchse und Kathederhasen in Deutschland auf eine hinlänglich verächtliche, Geschmack und Sittlichkeit zugleich verdächtigende Kritik gefaßt machen. Das sind die wackern Leute, denen der furchtlose Schleiermacher seinen Namen, aber weder sein Talent, noch die Meinung verschwieg, die er über sie hegte, als er die nicht genug anzugreifenden vertrauten Briefe über Schlegels Luzinde herausgab; es sind dieselben unverständigen Pharisäer, zu denen er in der witzig ironischen, abeignenden Zueignung dieser Briefe sagt: nicht vergebens seid ihr ausgerüstet mit jener großen Naturkraft, die keiner anderen an Allgegenwart und Unbegreiflichkeit weicht, sich aber ganz insbesondere in euch verherrlicht, durch euren standhaften Widerwillen gegen Alles, was lebt und athmet. Zuerst wie billig vernichtet ihr in euch jede freie Bewegung, um durch euer ganzes Leben und Sein den heiligen Dienst der ehernen Formeln, zu dem ihr berufen seid, auszudrücken; und dann stellt ihr euch zum gerechten Verfolgungskriege gegen Alles außer euch, was dawider angeht, gleich unparteisch es sei Scherz oder Ernst, Witz oder Enthusiasmus, Vernunft oder

Leidenschaft und sprecht über Alles euer verdammendes Urtheil. Vorzüglich aber habt ihr in Absicht der Liebe eine Constitution zu vertheidigen, an der Jahrhunderte gearbeitet haben, die die reifste Frucht ist von dem schönen Bunde der Barbarei und der Verkünstelung, und der schon so viel Leben und Gedeihen geopfert ist, daß es wohl thörigt wäre, nicht auch das wenige Uebrige noch hinzugeben, um sie aufrecht zu erhalten. Auch seid ihr durch den reichlichen Besitz aller ökonomischen Herrlichkeiten, die sie euch sichert, ihre zuverlässigsten und unbestechlichsten Verfechter. Und so widme ich euch im Vertrauen auf euren heiligen Eifer diese Blätter, um euch das frevelhafteste Buch zu bezeichnen und die gefährlichsten Anschläge zu enthüllen. — Denn, wenn es offenbar wird, daß dasjenige, was ihr für den Angel der Tugend ausgebt, weit außerhalb alles Sittlichen liegt, wenn dieser Zauber gelöst wird, wer will dann dem neuen Leben wehren, welches sich von hier aus verbreiten kann? So könnte es leicht dahin kommen, und dis sei das Schmerzhafteste, woran ich euch erinnern will, daß eure Nachkommen, im Geist nämlich — denn fehlen wird es doch an ihnen niemals — in Allem, was sittlich ist, und wenn auch euer Sinn zehnfach auf ihnen ruhen sollte, ganz andern

Formeln zu huldigen genöthigt sein werden, als diejenigen sind, welche ihr gern für alle Ewigkeiten geltend machen möchtet. Die Zeit wollen wir herbeiführen, thut ihr indessen dagegen, was euch recht dünkt, und erlaubt, daß wir uns nichts darum kümmern.

Der langen Anführung brauche ich wol kein entschuldigendes Wort nachzureden; es ist gar zu verführerisch, hinter und mit dem Schleiermacher vom Jahr 1800 die Herren von 1834 zu verspotten.

Nun aber lade ich den harrenden Leser, wer er auch sei, mit heiterer Miene über die Schwelle meines Heiligthums, und lasse ihn erwartungsvoll in den siderischen Kreis eintreten. Durch die offene Zimmerdecke fällt ein spielender Sonnenstrahl gerade auf den Skorpion. Der rührt ungeduldig seinen ausgezackten Schwanz und streckt die maliziösen Arme gähnend und langweilig nach den Mathissonschen Gedichten aus, die in Korduan mit goldnem Schnitt auf dem Tische liegen, allem Vermuthen nach will er tückisch in die Jelängerjelieberlaube greifen, wo zwei Verliebte auf der Bank sitzen, die vor Gefühlen nicht zu Athem und vor Athem nicht zu Gefühlen kommen können. Ich werfe die Mathissonschen Gedichte, trotz Schillers stubenkränklicher hofräthlichen Weimarschen Rezension, dem armen

Bürger zu Ehren, unter den Tisch, und lege, um die Gegenwirkung zu beobachten, den ersten Theil von Heinrich Heine's Reisebildern an dieselbe Stelle. Mein Skorpion dreht sich närrisch im Kreise herum, die Reisebilder ebenfalls, und, ehe ich's mir versehe, fallen sich beide um den Hals, küssen und herzen sich, und, um den Zauber vollständig zu machen, geht eine Identifikation ihrer Naturen auf die Weise vor sich, daß die Reisebilderprosa den Kopf uud die Scheeren, die Liederpoesie das Herz und den Schwanz des Skorpions ausfüllen. Alle Zuschauer sind verwundert und erinnern mich an meine Pflicht, diese astronomische Zauberei erklärend in gemein verständliche Formeln aufzulösen. Worauf ich mich räuspere und beginne:

Die im Jahre achtzehnhundert sechs und zwanzig bei Hoffmann und Campe in Hamburg zuerst erschienenen, den Reisebildern einverleibten Lieder von H. Heine sind eine wahre Plage und Züchtigung, die der Himmel über das liebe liebende deutsche Publikum und die Gesellschaft, die sich die gute nennt, in seinem Zorn verhängt zu haben scheint. Sie entspringen nämlich aus einer so bitter satyrischen Quelle und enthüllen und geißeln so unbarmherzig den faulsten Fleck unsers geselligen Lebens, unser gemeines Verhältniß zur Natur

und zur Liebe, daß man sie billig aus der Klasse gewöhnlicher erotischer Zügellosigkeiten in ein höheres zeitgeschichtliches Gebiet versetzen muß. Das sind wahrhaftig keine Lieder à la Grétry, welche einem lüsternen Pariser Faun die Zweige der Rosenbüsche auseinanderbiegen, um ihm den Anblick einer im Bade plätschernden vollbusigen Nymphe zu gewähren. Nicht Gedichte à la Wieland, welche die schwache Stunde eines tugendhaften deutschsentimentalen Pärchens verrätherisch benutzen, um den grausbärtigen griechischen Amor herbeizuführen, der in allezeitschußfertiger Position hinter den Coulissen lauert. Viel eher könnte man sie als die kapriziösen Lieder eines kleinen Teufelchens bezeichnen, der in die zierliche Gestalt eines deutschen Studenten verkörpert, unter den Fenstern des gesammten Publikums, männlichen und weiblichen Geschlechts, hundert trotzige Frechheiten sagt, die Sentimentalität nachäfft, um sie zu verspotten und während er die allerbeste Gesellschaft haben könnte, wie jene schönen Knaben in Göthe's Faust, schmachvoll den gemeinsten Mädchen nachläuft. Und in der That mußte eine schöne Leserin der Heine'schen Gedichte, die ihren Clauren schätzte, auf jedem Blatte wahrhaft bedauern, daß ein so gentiler junger Mensch, der im Vorbeigehen so artig grüßte und

so interessante melancholische Gesichtszüge hatte, sich muthwillig um ihre Gunst brachte, und in die schlechtesten Kneipen ging, und sie anstandhalber jeden öffentlichen Umgang mit ihm abzubrechen zwang. Selbst die Kritik äußerte sich anfangs in dieser weiblichen bedauerlichen, liebevollen Stimmung über den jungen Dichter, den sie nun als unverbesserlich anerkennt. Sie hätte so gern einen lyrischen Kotzebue oder einen jungen Wieland an ihm gehabt und es machte ihr Schmerz, daß er sein schönes Talent so früh mißbrauche. Unbegreiflicher noch war es den vornehmen Herrn und Damen aus Göthe's Schule, daß der geniale junge Mann einem so gemeinen und schlechten Geschmack fröhne. Sie hätten ihm gern verziehn, alles verziehn, wenn er die Göttin, der er jedesmal huldigte, aus welchem Schaum oder Abschaum sie auch emporgestiegen, mit griechischem Göthe-Arm auf das adelnde Postament der Kunst gestellt. Und ich selbst, um die angeschlagene Saite forttönen zu lassen, muß bekennen, daß ich in manchen Stunden nicht begreifen kann, warum Heine nicht etwas Aehnliches gethan. Brauchte er doch nicht zu göthesiren, konnte er doch bei der Enthüllung eines weißen alabasternen Nackens verliebtere Zwecke bekennen, als der alte Göthe, da er in Rom oder Genua

(ich weiß nicht mehr genau wo's geschah), an einem italienischen Frauennacken den deutschen Hexameter studirte, den ihm der ehrliche Johann Heinrich Voß diesseit der Alpen weit wohlfeiler aber eben so vergeblich vorgetrampelt. Gab es nicht Kenner des Nackten und Schönen genug im rauhen Deutschland, denen die nordisch steife, bis an den Hals verkrausete, Züchtigkeit und Zimperlichkeit der Liebe hinlänglich fatal war, und hätte er nicht auf ihre mächtige Protektion Rechnung machen können, wenn er mit Anstand die dummen Verhüllungen aufgeschlitzt und die Lichter der Poesie auf die entfesselt athmende Schönheit geworfen? Konnte er nicht der Faust der Liebe sein und die eingeschmolzenen Platten des göttlichen Julio Romano von neuem zu dichterischen Typen umschmelzen und in neue lebendige Glieder, Wallungen, Windungen, und Schwebungen den unbehilflich erstarrten Klumpen der Liebeselemente empor zaubern? War nicht selbst das größere Publikum schon gewissermaßen vorbereitet auf eine reichere Sinnlichkeit und einen kühneren Styl in der Schilderung der Liebe durch Heinse's glühenden Ardinghello und Friedrich Schlegels plastische Luzinde, die doch beide in die Leihbibliotheken herabgekommen, und zu ihrer Zeit gierig verschlungen, unvermerkt und selbst wider Willen viel-

leicht die Saamen einer freieren Geschmacksbildung ausgestreut haben mußten. Bürgers Gedichte an Molly gar nicht zu gedenken, die noch dazu in freier deutscher Natur in einem hannöverschen Amtsgarten aufblühten und die ich übrigens so hoch schätze, daß ich sie in Hochzeitgedichtlicher sauberer Abschrift allen deutschen Liebhabern und Ehegatten ins Schlafzimmer legen möchte.

Das sind Wünsche, und diese Wünsche sind ein Tribut an das Genie des Dichters, dem Apollo selbst die Leier in die Hand drückte und der sie fast ohne Dank nur so hinnahm, und seine Finger nachlässig gedankenvoll darüber hingleiten ließ, und seufzend einige unendlich süße, schmerzenreiche Klagelaute aus ihr hervorlockte und sie dann in schneidendem Hohn, zum Skandal der Götter, Musen und Philister auf den Kopf stellte und verächtlich mit einem Schlägel weiter spielte, dessen der geschmackvolle Dichter des Arion sich nicht einmal an der Seite seiner besten Freundin, geschweige öffentlich bedienen würde. Beim frommen Wunsche aber bleibe ich stehen, und mache dem Dichter keinen Vorwurf daraus, der Heinrich Heine zu sein, als den er sich nun einmal gezeigt. Darin denke ich billiger und vielleicht auch gescheuter, als manche wackere

Freunde, die überall gewohnt sind, in ihre Bewunderung ausgezeichneter Talente so viele Wünsche und in diese wieder so viel bittern Tadel einzuwirken, daß sie den armen Opfern ihrer Liebe und Bewunderung sehr gegründete Ursache geben, den lieben Gott um die allerverdrießlichste Sache zu bitten, sie nämlich vor ihren eignen Freunden in Schutz zu nehmen. Wollten diese aber etwas weniger Aergerliches für ihren Liebling thun, so sollten sie eher ihn und sich bedauern, statt einseitig ihn tadeln und vom Mißbrauche seines schönen Talents reden. Ich höre diese Litanei Tag für Tag und finde doch selten eine Redensart mißbräuchlicher im gemeinen Leben angewandt, als die vom Mißbrauche eines schönen Talents. Das geht den Leuten wie Butter über die Zunge, und die wenigsten wissen nur, wie ein Talent aussieht und wie's sich angreift mit einem Talent, und welche Bedingungen zum Gebrauche und Mißbrauche eines Talents eintreten müssen. Ich habe von der Weisheit der Schöppenstädter vernommen, daß sie einmal ihren Stadtmusikanten in's Wasser warfen, um sich mit Frau und Kindern auch einmal den Genuß einer abendlichen Serenade auf dem Wasser zu verschaffen; da der Künstler aber an's Ufer schwamm, so überhäuften sie ihn mit

Vorwürfen, und schrieen, er hätte sie boshafterweise um das himmlische Vergnügen gebracht und sie hätten ihn nicht gemiethet zum Schwimmen, sondern zum Spielen, und auch in seinem Lehrbriefe stände kein Wort vom Schwimmen und einer Berechtigung, diese Kunst auf freie Hand auszuüben, oder gar zum Aergerniß des Schöppenstädter Publikums. Eben so weise und gerecht scheinen mir oft die Urtheile jener Leute über berühmte kunstbefähigte, geistvolle Zeitgenossen, die ihnen für ihr Geld nicht so aufspielen, wie sie's haben wollen, da sie doch selber, bei Licht betrachtet, mit allen ihres Gleichen und dem ganzen Publikum und der ganzen Zeit die jetzige Hemmung der Kunst und Poesie mit verursachen, über welche sie immer im Einzelnen Klage führen und welche sie unsinnig denen, die sie am tiefsten schmerzt, den in der freudigen Ausübung gehemmten Künstlern und Dichtern auf die Schulter bürden. Niemand hat von dieser Ungerechtigkeit mehr leiden müssen, als der rebellische Heine. Und die Heuchler spielten ihm am schlimmsten mit. Die abgemagerten Sperlinge setzten sich auf die Dächer und predigten, es muß ein Aergerniß kommen, aber wehe denen durch den es kommt. Die bärtigsten Ziegenböcke kletterten auf die Tonnen und verdrehten ihre Augen und

blöckten ihren andächtigen Lämmern zu, hütet euch vor der Weide der Reisebilder, denn sie versenkt euch in Schlamm bis an die Wolle und bedroht eure himmlische Schaam. Das war freilich in der Ordnung, denn die Ausübung ist ein Privilegium, und kein Sünder will, daß ihm ein anderer nachpfuscht. Der Dieb fürchtet seinen Schatten, weil er ihn verräth. Deswegen schleicht er im Finstern oder vorsichtig mit der Blendlaterne in der Hand, die nur so schnelle, schmale, lüsterne Strahlen auf die Beute wirft. Und Heine war ein dreistes offenes Licht, das die Sünden und die Sünder der Zeit an die Wand schattete. Natürlich, daß sie ihren Schatten durchaus nur für den seinigen ausgaben und ins Publikum einzuschwärzen suchten. Er stand sich in der That beim Leuchten selber im Licht. Was aber die Hypokriten verletzte, war nicht das Gemeine, worauf sie loszogen, sondern die satyrische Benutzung des Gemeinen gegen die Gemeinheit, die sie unter dem verdorrten Feigenblatt äußerlicher Zucht und Tugendäfferei warm und sicher wähnten. Die Gucucke hatten seit langer Zeit ihre unverschämten Eier in das Nest der Poesie und der Liebe gelegt. Apoll und Venus ersuchten endlich den bocksfüßigen Pan, diesem Unwesen zu steuern. Pan machte es, wie Heine. Er jagte Ma-

dam Guguck, die gerade einen Besuch von Herrn Guguck annahm, mit umgekehrter Flöte aus dem Nest, packte ihre Eier und warf sie ihnen, wie sie schimpfend davonflogen, so geschickt an den Steiß, daß der gelbe Dotter hoch aus den Lüften herabträufelte.

Die That ist geschehn und der erste Schrei verhallt. Nun mag auch die Zeit näher rücken, wo man mit Verstand und Billigkeit anerkennt und gelten läßt, was im Stande war, eine so allgemeine Bewegung hervorzurufen. Die Bewegungen der Wissenschaft gingen bisher von deutschen Universitäten aus, das heißt von den ehrwürdigen Häuptern, welche das Lehrerpersonal derselben konstituirten. Am Fuße dieser Säulen der Wissenschaft wagte seit Jahrhunderten die edle deutsche Jugend, ihren Antheil an der alten Nationalfreiheit, die hypothekarisch auf dem Grund und Boden der Universitäten und der Herbergen haftete, in drei oder vier Jahren glücklich verschlemmend, verspielend und vertrinkend; alles aber, mit Inbegriff der größten Zügellosigkeiten, nach gewissen uraltakademischen Gesetzen, Bräuchen, Herkommen und Regeln, die an absoluter Geltung und Strengigkeit dem **Darii ferio** und **barbara celarent** der scholastischen Logik den Rang streitig machten. Der alte Teutoburger Herrmann spielte hier die

baroceste Figur, ähnlich dem **Carolus Magnus** in der Kotzebue'schen Travestie. Indessen war und blieb er doch immer der alte Herrmann und sein Geist schwebte über diesen Enkeln wie ein Adler über einer kaiserlichen Perrücke. Das zeigte sich im Jahr 1814. Der Enthusiasmus des Befreiungskrieges ging aus von diesen jungen Leuten; Napoleon auf Sankt Helena erklärte sich nicht von den deutschen Fürsten und Soldaten, sondern von der deutschen Jugend besiegt. Das war nun die erste Bewegung, durch welche der freie Geist des Burschenthums in die Nation überfloß. Geläutert kehrte er wieder an seine Quelle zurück. Der Damm war einmal gebrochen; Student und Philister in fortdauernde Wechselwirkung gebracht*), in der hauptsächlich das Politische und Nationale der vereinigende Mittelpunkt. Unversehens erschien auf der Wehnderstraße in Göttingen die Satyre, die einst dort Professor war und Lichtenberg genannt wurde, nun aber **studiosus** juris Heine hieß. Sie konnte sich diesesmal mit höherem Recht Poesie und Lyrik

*) Die schon gegenwärtig in vollständige nationale Sättigung der beiden Elemente übergegangen, fände sie nicht an der bisherigen Form der Universitäten ein zähes Hinderniß.

nennen; allein sie vermählte sich, so poetisch sie war, mit dem witzigderben Stammgaste, in dessen Umgang sie ihre bisherige Schüchternheit ablegte und studentisch keck und heftig wurde. Und durch dieses zufällig glückliche Zusammentreffen eines feinen poetisch-satyrischen Geistes mit dem alten Geiste des Burschenthums hob sich ein neuer Schatz aus dieser und mit Heine's Reisebildern ging eine zweite und vielleicht letzte Bewegung hinter den Mauern einer deutschen Universität hervor. Lieder wie die Heine'schen konnten nur in Dentschland gedichtet und auch in Deutschland nur auf einer Universität und vielleicht auch nur um die Zeit gedichtet werden. Was die Franzosen betrifft, so muß man ihnen nachrühmen, daß sie stets in einem offenen, freien, heiteren Verhältnisse geblieben zur Natur und zur Liebe. Kann man dieses Verhältniß auch kein schönes nennen, weil es rein sinnlich, so ist es doch frank und redlich, und außer dem Bereich der Satyre, wie man denn von alten und neusten chansonniers nichts Derartiges, gleichsam auf das böse Gewissen das Publikum Trotzendes antrifft. Das englische Verhältniß ist freilich bei weitem zwiespältiger und unsittlicher noch, als selbst das unsrige; aber der englische Anstand leimt die Außensei-

ten so glatt und fest zusammen, daß dem Dichter nur der Schein, die Kunst und die Lüge, nicht die Wahrheit zur Schilderung offen steht. Will ein englischer Lord gemein und liederlich sein, so kann er's auf jedem Fleck in Alt-England, servatis servandis. Will aber ein Byron die glühenden Ströme seines Herzens ausgießen, so muß er sich hüten, die englische Gesellschaft zu krompromittiren. Daher wählt er die epische Form und sperrt sich aufrichtig gegen die Identifikation mit seinen Helden. Die Heine'schen Lieder sind deutsche für Deutsche und fielen gerade, wie's scheint, aus dem rechten Zentrum in den rechten Zeitpunkt. Wir verdienten sie nicht besser und die Engländer sind ihrer nicht einmal werth. Wenn aber einmal die Zeit erscheint, die glückliche, in der diese trotzigen Lieder ihren Stachel und ihren geheimen Reiz verlieren, die Zeit, in der ein Dichter die heiligen Mysterien der Liebe enthüllen darf mit reiner ungetrübter Begeisterung und ohne die ganze gebildete Gesellschaft als feindliches profanum vulgus vor die Thür zu setzen, die Zeit, „in der die Abscheulichkeit der gemeinen Denkart sich verliert, wonach das Schöne mit seinem liebsten Gegenstande sich entfernen muß, wenn die gesellige Unterhaltung angeht, wie die engli-

schen Frauen, wenn der Wein aufgesetzt wird"
dann werden die Heine'schen Lieder nur historisch die Schande unserer Zeit verkünden, und immer noch interessante Denkwürdigkeiten der Sittengeschichte bleiben, wenn sie auch nicht mehr, wie jetzt, die gute Gesellschaft skandalisiren, zum Spott über die Lippen flotter Bursche kommen, noch hinter den Bettgardinen vornehmer Lüstlinge und spröder Damen mit verstohlenem Behagen umgeblättert werden.

Die Waage.

Justitia divina.

Wer vielleicht schon aus Privatgründen daran zweifelte, ob es mit der Waage der himmlischen Gerechtigkeit auf Erden auch ganz richtig sei, mag seit Polens Fall und dem Gange der öffentlichen Begebenheiten um ein Bedeutendes in seinem Zweifel bestärkt worden sein. In der That, gibt zuletzt immer im Kampfe zwischen Recht und Unrecht brutale Gewalt oder diplomatische List den Ausschlag, so will auch ich von der himmlischen Waage nichts mehr wissen und mir lieber dem Kopf an ihrem Balken zerstoßen, als mich gläubig in ihre Schaale setzen. Aber zum Glück habe ich ein wenig in der Geschichte geblättert und dem Steigen und Sinken der

göttlichen Schaalen zugesehen. Nicht das Unrecht sah ich, sondern das Recht, nicht die rohe Gewalt, sondern die Idee bekam den endlichen Ausschlag. Dabei wird's denn auch wohl in Zukunft sein Bewenden haben, und unser aller gutes Recht endlich den Sieg behaupten. Und da nun jeder Mensch die Selbstvertheidigung der göttlichen Justiz auf demselben Wege und etwa in einer neuesten Pfennigausgabe der Weltgeschichte sich zu gläubiger Ansicht bringen kann, so will ich mich nicht überflüssig für den lieben Gott abmühen.

Lieber erlaube ich mir einen kleinen Spaß mit einem hoffnungsvollen Jüngling, den ich jetzt, Morgens 11 Uhr, unter den Linden in Berlin Chokolate schlürfen sehe, nämlich im Geist. Welche und wie viel große Fragen auch die heutige Welt beschäftigen, er kennt deren nur drei ewige, große. Die erste lautet, haben sie wohl geruht, oder wie geht es ihnen? die andere, wie sitzt mein Rock, meine Kravatte u. s. w., die dritte, wie steht mir heute mein Backenbart. Bei letzterer Frage versagt ihm die Stimme, er sieht seinem Freunde ängstlich in's Gesicht und schöpft Leben oder Tod aus der Antwort.

Halten wir einmal ein. Allerdings wird doch niemand läugnen, daß der Bart des Mannes schönste Zierde. Der Bartwuchs gibt einem jungen wohlkonditionirten Menschen Gelegenheit, seiner Person den Patentstempel absoluter Mustergültigkeit aufzudrücken und seinem modischen Auf- und Anzuge gleichsam den letzten Pinselstrich eines finished beizusetzen. Betrachten wir ferner: es gibt viele Männer ohne Bärte, und vielleicht noch mehr Bärte ohne Männer; aber gering ist immer die Zahl jener glücklichen Männer und Bärte, die sich völlig gewachsen, die mit prästabilirter Harmonie für einander bestimmt sind, die sich einander Ehre machen. Welcher Stutzer unter dem Monde, oder wenigstens unter den Linden spiegelte sich nicht wohlgefällig in dieser goldenen Ausnahme. Aber ach, der genannte Jüngling spiegelt sich nur zur Hälfte darin, die andere Hälfte seines Gesichts verhüllt er schmerzlich mit der Hand. Halb Berlin kennt er nur von der rechten Seite, nur auf dieser dünkt er sich schön, liebenswürdig, unwiderstehlich. Diese nur zeigt er den Damen. Kann sich eine Dame in Berlin rühmen, seine linke Wange nebst Bart erschaut zu haben, so ist ihr Ruhm nur klein, denn er hat sie für häßlich oder ihm völlig indifferent erklärt. Er hat

ihr damit ganz dürr in's Gesicht sagen wollen: an Ihrer Eroberung ist mir nichts gelegen.

Wie oft hat er die mißgeschaffene Seite seines Backenbarts grimmig vor dem Spiegel betrachtet. Könnte ich Menschenfresser werden, ruft er in solchen düstern Augenblicken aus, so würd' ich's. Räthsel der Natur, fürchterlicher Widerspruch des schaffenden Prinzips, wahnsinnige Feindschaft zweier so homogener Wesen, wie reimt dich mein schwacher Verstand mit der Weisheit und Gerechtigkeit der Weltregierung? Oder ist diese selbst nur, Gott verzeih mir die Sünde, aber ich weiß nicht, was der böse Geist mich sprechen läßt, ist sie selbst nur das täppische Gespenst des großen Dunkels, das seine Gaben mit tückischer Zufälligkeit rechts und links austheilt, und dessen Hand, in Wolken eingehüllt, ohrfeigt und streichelt, je nachdem es ihr gelegentlich in den Fingern juckt! Steckte diese Hand nicht blutigroth im Pulverdampfe von Ostrolenka und Warschau — laß mich nicht vergessen, daß ich dem Lieutnant Oschinsky einen Louisd'or geliehen. — Bildete sie nicht den Lord Byron im Mutterleibe zu einem schönen untadeligen Jungen und verrenkte ihm just in der Stunde der Geburt heimtückisch den Fuß,

oder zwickte seiner Amme in den Arm, ihn auf die Erde fallen zu lassen? Byron, ich bin dein Bruder im Schmerze, im ungeheuren. Ich begreife dich, ich habe den Lara mitgeschrieben, ich habe im schrecklichsten Donnerwetter mit deinem Korsaren im Thurm gesessen, Mazeppa's wildes Pferd hat auch mich in die Wüste geschleift. Byron, dieselbe Hand, die dir den Fuß verschändete, hat mir die Wange verschändet, hat mir ein Gesicht der Ehren und der Unehren gegeben, eine Bartseite des Liebezaubers, des Anstandes, des vollendeten Tons, und eine andere der abschreckendsten unverbesserlichsten Kutscherbartverwilderung. O Gott, mein Bart, mein Verstand!

Man muß nämlich wissen, daß das Unglück des jungen Mannes kein geringes. Wöchentlich zerbricht er ein halbdutzend Kämme in der fruchtlosen Bemühung, die hartnäckig aufgesträubten Barthaare der linken Wange glatt zu kämmen. Hat er ein Bataillon glücklich besiegt und niedergestreckt, so rückt das andere schlagfertig wieder nach, und ist ihm die Waffe, oder der Geduldsfaden gebrochen, so richtet sich die ganze Kolonne hohnlachend vom Schlachtfelde auf.

Vor einiger Zeit warf ihn seine aufgeregte und

zerrüttete Gemüthsstimmung auf's Krankenlager. Nachdem ihn seine Freunde acht Tage an den gewöhnlichen Orten vermißt, machten sie sich auf, um ihm in pleno einen Besuch abzustatten. Ich schloß mich dem Zuge an. Auf der Treppe begegnete uns das Hausmädchen sie wischte sich mit der Schürze die Thränen ab. Die Blüthe der Modenwelt an der Spree schloß einen christlich-philosophischen Freundeskreis um den modernen Hiob. Er sah blaß und elend aus, unendliches Weh lagerte auf seiner Stirn, seine Augen waren halbgeschlossen und um seine Lippen spielte eine herausfordernde unbesiegliche Verstockung.

Ihr seid allzumal leidige Tröster, sagte er nach freundlichem Zuspruch. Ich könnte auch reden wie ihr. Wollte Gott euer Bart wäre an meines Bartes Statt.

Eduard, hob nun einer der jungen Männer an, sie verkennen unsere Freundschaft. Ich bitte sie, schlagen sie in sich. Sie zerstören sich durch das Feuer ihres Genie's. Es ist nicht erlaubt, daß sie gegen Gott murren. Was sagt Schleiermacher? O Eduard, warum sind sie am letzten Sonntag nicht in der Kirche gewesen.

Ueberführt mich, schrie Eduard, aber betäubt meine Ohren nicht mit Geschwätz. Erklärt mir, warum Gott mich verdammt hat, als eine Vogelscheuche in Berlin herumzuwandern. Ich trotze dem, der sagt, Gott ist gerecht.

Sie machen uns schaudern, Eduard. Setzen sie sich doch keine Gedanken in den Kopf. Wie können sie sagen, daß sie eine Vogelscheuche sind; ein schöner Mann sind sie. Uebertreiben sie nicht ihr Mißgeschick mit dem Backenbart. Das ist lange lange nicht so auffallend und entstellend, als ihre erhitzte Einbildungskraft und ihr zu delikates Schönheitsgefühl es ihnen vorspiegeln.

Lange nicht, riefen im Chor die christlichen Philosophen.

Inzwischen war der Doktor in die Thür getreten. Ich erblickte in dem Männchen einen alten Bekannten von Leipzig her. Er war ein Schüler von Heinroth, verdammte, wie sein Lehrer, die Allopathen und die Homöopathen, las mehr in der Bibel als im Hippokrates, und, wie Hahnemann den Grundstoff fast aller chronischen Uebel krätzartig nennt, so hielt er den Unglauben für die geheime Ursache aller geistigen und



leiblichen Störungen, aller Durchfälle, Leberstiche, Steinschmerzen, Darmgichten, Krähenaugen ꝛc. Er behandelte daher jeden rechtschaffenen Christen, der in einem Anfall von Kopfweh seine ärztliche Hilfe nachsuchte, als glaubenskrankes Schaf, legte ihm geistliche Umschläge um den Kopf und verschrieb ihm Rezepte von Bibelzitaten.

Er nahm mich gleich bei Seite. Sie sehen, sagte er, in diesem Menschen ein ergreifend schreckliches Beispiel von dem verderblichen Einflusse der Byronschen Gedichte auf die deutsche Jugend. Dieser Jüngling hat in meiner Gegenwart Gott gelästert, weil ihm sein Bart nicht gleichförmig schön dünkt. Aus seiner gereizten Eitelkeit hat sich ein System des Unglaubens entwickelt, das ich bisher ohne Erfolg bekämpfte. Seine geistige Verwirrung hat ihm gegenwärtig ein heftiges Fieber und einen Keuchhusten zugezogen; dagegen habe ich kein Mittel. Die Wirkung fällt von selbst mit der Ursache hinweg. Ich bitte sie aber, mit den Herrn sich jetzt zu entfernen, indem ich gerade sehr in der Stimmung bin, ihn geistig zu bearbeiten und seinen Einwürfen und Zweifeln mit Gottes Hilfe den Schild des Glaubens vorzuhalten.

Wir schoben uns und ließen den Keuchhusten mit dem Doktor disputirend allein. Nach einem Briefe, den ich kürzlich erhielt, müssen die Besuche desselben nicht erfolglos geblieben sein. Eduard liest regelmäßig die Kirchenzeitung und ist nach Schleiermachers Tode Hengstenbergianer geworden. Er besucht ihn sogar des Abends. Ob Hengstenberg ihn mit dem Stab Wehe kämmen soll, ob er glaubt, daß dieser fromme Hirt, der so viele verirrte Schaafe auf den Weg des Heils zurückgeführt, auch seinen verirrten Barthaaren die richtige Bahn weisen könne, oder ob er aus Gewissensangst von wegen seiner gottlosen Zweifel in die wahre bußfertige Zerknirschung gerathen und sich ganz den Eitelkeiten der Welt entziehen will, darüber erwarte ich noch das Nähere zu hören.

Der Schütz.

In Sachen der deutschen Weiber
gegen
die deutschen Männer.

Kommt der Schütz gezogen
Mit dem Pfeil und Bogen;
Trotzt dem Männergeschlecht,
Macht's den Frauen nur recht.
Lohnt ihm den glücklichsten Schuß
Liebchens Umarmung und Kuß.

Schreiendes Unrecht thut man den Weibern an, nennt man verzärtelte Männer weibisch. Ich selber begehe manchmal diese Sünde, aber ich bereue sie auf der Stelle und will sie mir ganz abgewöhnen. Gerade heraus, ich achte die Weiber zu sehr und die Männer zu wenig, um die Redensart nicht ungerecht zu finden. Was sie Lächerliches enthält,

fällt auf unsern Kopf zurück. Ich zweifle, daß die germanische Vorzeit sich ihrer bediente. Unsern Vorfahren erschienen die Weiber, die Schwestern der Velleda und Thusnelda, zu sehr als höhere geweihte Wesen, um ihnen den Schimpf anzuthun, entartete Männer weibisch zu nennen. Wollten sie jene vor aller Welt brandmarken, so gruben sie kein heiliges Zeichen in den Stempel. Kurz ich halte das Wort für ungermanisch, für eine bloße Uebersetzung des lateinischen effeminatus. Im Schatten undurchdringlicher Wälder, von Auerochsen durchstreift, von Wölfen durchheult, im täglichen Kampfe mit Menschen und wilden Thieren, in Natur- und Volksverhältnissen, wo die Kraft der Arme und Schenkel, wo leibliche Ueberwucht und Muth die größte Auszeichnung verliehen, bewahrte der alte Germane die tiefgewurzelte Ehrfurcht vor dem Zarten und Geistigen der weiblichen Natur. Was sind wir, oder was ist aus unsern Weibern geworden, daß uns diese heilige Scheu verließ? Worauf trotzen wir heutigen Männer und was gibt uns die Unverschämtheit, den Ehrennamen der Weiber zu einem Spott- und Schimpfnamen für unser Geschlecht zu entstellen? Liegt in der Natur des deutschen Weibes der Gegensatz der Schwäche zu den star-

ken deutschen Männern? Sind wir, abgesehen von unsern gröbern Knochen und Muskeln, muthiger, abgehärteter, standhafter, als unsere Weiber? Sind wir etwa männlicher als Männer, treugebliebener den angeborenen Eigenschaften unseres Geschlechts, weniger geschwächt, verzärtelt und entartet, als die Weiber? Streift nicht eure Aermel auf, entblößt nicht eure behaarte breite Brust, erhebt nicht eure tiefere Stimme, um die Weiber zu überführen, daß ihr Männer seid. Fügt zu diesen und andern anatomischen Beweisen moralische hinzu, bezeugt eure Männlichkeit in den Schranken des großen Kampfplatzes, wo um eure Freiheit und Knechtschaft gestritten wird, scheut nicht die Blitze der Tyrannei, den Sturm des allerhöchsten Unwillens, die Hagelschauer der Gewalt, jammert nicht, wo ihr handeln sollt, keift und knurrt nicht im Winkel, statt zu reden auf dem Markt und in den Versammlungen vor eures Gleichen, seid nicht, was ihr nennt, weibisch, seid Männer und ich schwöre euch, das deutsche Weib wird sich eures Aufschwunges würdig zeigen.

Ein entnervter Mann wäre wol gut genug, ein Weib zu heißen? Geschwächte Kraft wäre wol Zartheit, eine Krüppeleiche ein Myrthenbaum oder Rosenstrauch? Es hat sich schön. Die Myrthe bedankt sich

und die Weiber verbitten sich unser brutales Quiproquo. Wollt ihr, rufen sie uns zu, euch untereinander eure Feigheit, eure Unmännlichkeit aufrücken, so laßt die armen Weiber aus dem Spiel. Begeht nicht die Rohheit, aus der Anklage eures Geschlechs eine Beschuldigung für das unsrige zu machen. Nennt euch, wenn's gefällt, Theekessel oder Flaulinge oder Schaafsköpfe oder Manschettenfürsten oder Jungfernknechte und Weiberschleppen und was ihr wollt, aber nehmt Anstand euch weibisch zu nennen. Gebt Acht, wir rächen uns, und die Zeit ist nahe. Die Zeit ist nahe, wo alles Schwächliche auf der Welt männisch heißen wird, die Furcht männisch, die Falschheit männisch, die Thorheit männisch, die Eitelkeit, die Ziererei, die Wollust, die Frömmelei männisch. Und in jener Zeit wird ein männisches Weib nicht mehr ein herrisches und durchfahrendes bedeuten, sondern ein Weib, das so zahm und lahm ist, wie eine deutsche Mannsperson.

Männer seid gerecht gegen die Weiber. Ihr werdet es sein, wenn ihr gegen euch selber gerecht seid. Wir wollen die Blindheit und die Aufgeblasenheit nicht so weit treiben, um unser Geschlecht auch nur um die Breite eines Strohhalms über das weibliche zu er-

heben. Im Gegentheil, wir wollen heimlich und mit Schamröthe auf den Waagen das preßhafte Geständniß ablegen, daß man heutigen Tages noch immer mit Ehren von deutschen Frauen, aber nicht ohne Prahlerei emphatisch von deutschen Männern reden kann.

Mögen andere Nationen von ihren Weibern denken was sie wollen; der germanischen steht es übel an, eine verächtliche oder leichtfertige Ansicht über die seinigen zu hegen. Der Himmel weiß, was das für wippfüßige und kippherzige Dinger sein mögen, die Französinnen. Dennoch machte einst eine Französin, Jeanne d'Arc, Frankreich mit Frankreich ein Geschenk, dennoch war eine der erhabensten und kräftigsten Erscheinungen der Republik eine Französin — wer bewundert nicht die Roland, — dennoch war eine Französin aus Genf das einzige Haupt in Frankreich, das Napoleon fürchtete. Aber nicht die Franzosen allein, die meisten alten und neuern Völker fassen die Natur des Weibes in sehr einseitigen, beschränkten und sinnlichen Verhältnissen auf. So viel gelegentlichen Einfluß die Weiber auch bei den Griechen ausübten, so viel äußere Ehre sie auch bei den Römern genossen, der Kreis ihres geistigen Lebens war ihnen in der Regel so beengt, daß sie die Ideen und Bestrebungen der Män-

ner nur sehr schwach und unvollkommen in sich aufnehmen konnten. Das Bedürfniß einer seelenvollen, seelenaustauschenden, erhebenden und veredelnden Liebe, das die Römer nicht einmal zu empfinden schienen, befriedigten die Griechen daher als Jünglinge mit Jünglingen, nicht mit Jungfrauen. Sie überließen die Weiber der Sticknadel, dem Putztische, den Bädern, der Wollust, und beschuldigten sie hinterher, eitel, intriguant, schwatzhaft, leer und unfähig zur Befriedigung höherer Bedürfnisse zu sein; Vorwürfe, die fast alle griechischen Dichter und besonders Euripides zur Sprache gebracht. Die griechischen Frauen, die sich dem traurigen Loose ihrer Schwestern entzogen und sich selbst aus dem verächtlichen Männerdruck freiließen, waren genöthigt den Sieg ihres Geschlechts mit ihrem guten Leumund zu bezahlen. Aspasia, die geistreichste und liebenswürdigste der griechischen Frauen, sah den Perikles und Sokrates zu ihren Füßen, aber ihren guten Namen unter den Füßen des athemischen Volkes.

Noch schlimmer als bei griechischen Dichtern fahren die Weiber bei den hebräischen Schriftstellern. Unter tausend hab' ich einen Menschen funden, aber kein Weib hab' ich unter den allen funden, sagt der Pre-

diger Salomo. Wie ungerecht klingt diese Anklage im Munde eines jüdischen Weisen. Noch gegenwärtig wachsen die Jüdinnen des alten Tempels in der finstersten Unwissenheit auf. Ueber ihre Heirathen schaltet ein orientalischer Despotismus. Bei der Treue, mit welcher die Juden ihre alten Sitten fortgepflanzt, darf man mit Grund annehmen, daß auch ihre Behandlung des weiblichen Geschlechts aus uralten Zeiten herstamme. In der mosaischen Gesetzgebung war allerdings in vielen äußern Hinsichten für die Weiber gesorgt, namentlich für ihren Witwenstand und ihre Wiederverheirathung. Allein der allezeit zu Geboten fertige Moses berührt so wenig die wichtigsten häuslichen Verhältnisse zwischen Mann und Weib, daß die Juden noch heutigen Tages nicht daraus klug geworden, ob die Vielweiberei ihnen gesetzlich erlaubt oder verboten sei. *) Diese Unbestimmtheit ist ungemein auffallend bei einem Gesetzgeber, der ängstlich genau anordnete, wie viel Ziegen und Lämmer ohne Wandel bei dieser und jener Gelegenheit dem Altare des Herrn dargebracht werden sollten. Moses-Jehova donnerte vom Sinai herab, lieber von den Einkünften und

*) Siehe die Antworten des Pariser Sanhedrin auf Napoleons Fragen.

Rechten der Leviten, als von den Rechten der Weiber. Ueberhaupt behandelte sie der hebräische Gott von Anfang an und als er sich noch Elohim nannte und in der Mehrzahl von sich sprach, nur zu tyrannisch und ungerecht. Dadurch gab er den Männern ein böses Beispiel und setzte ihnen die Idee in den Kopf, als ob sie vollständigere und edlere Wesen seien, als die, mit denen sie ihr Bett theilten. Plato läßt in einer himmlischen Mythe Mann und Weib ursprünglich einen Leib und eine Seele bilden. Er leitet die Verschiedenheit der Geschlechter von der Sünde, dem Abfall von dem reinen und göttlichen Ideenleben her, in dessen Folge und zu dessen Strafe Leiber und Seelen sich spalteten und verbannt, ausgestoßen aus dem Himmel einzeln hier unten umherirren und voll Sehnsucht ihre Hälften suchen. Nach Plato also sind Weiber und Männer gleich vollständig oder unvollständig, sie sind einer der andern Hälfte und dienen sich zur Ergänzung. Nach dem ersten Buch Moses dagegen sind die Weiber nur ein elendes Rippenstück des Mannes, das ihm noch dazu, während er schlief und schnarchte, abgetrennt wurde. Und Gott der Herr sprach, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. Also um Adam die Lange-

weile zu vertreiben und ihm einen dienstbaren Geist an die Hand zu geben, schuf der hebräische Gott ihm eine Gefährtin, die arme Eva, die Mutter der Menschen, die vielverkannte, die bis auf die heutige Stunde verleumdete und bescholtene, arme Eva. Warum sollte sie und Adam nicht essen von dem Baum, der ein so lustiger Baum und so lieblich anzusehen war? Warum, warum — dieses warum, das der Wiener Poet in seinen Spaziergängen so himmlisch multiplizirt, und das in Deutschland ganz bescheiden und mit schüchternem Finger an die Thüren der Könige und Fürsten klopft, „ob sie es hörten", das mit der Vernunft und der Freiheit und der sittlichen Würde der menschlichen Natur eines und dasselbe ist, stieg zuerst im Busen eines Weibes und nicht im Hirn des Mannes auf. Der, dem das Menschenpaar sein Dasein verdankte, mußte entweder den Baum des Erkenntnisses nicht pflanzen, oder gepflanzt nicht verbieten, oder verboten das kleine zweifelnde warum nicht in des Menschen Brust gepflanzt haben. Daß der Herr des Gartens den Tod auf den Genuß der Frucht setzte, das haben ihm die kleinen Erdengötter und Tyrannen treulich nachgeahmt, ohne auf die Dauer sich blinden Gehorsam zu verschaffen. Alle Frucht- und Obstbäume sind euch

erlaubt zu pflanzen, sagen sie — versteht sich, daß ihr unsere Fruchtkörbe mit den schönsten Aepfeln pflichtschuldigst anfüllt und die wurmstichigen und faulen für euch behaltet — alle Bäume, ausgenommen ein gewisser Baum, der sich Freiheitsbaum nennt. Wer diesen Baum aufrichtet, wird des Todes sterben, ein Volk, das ihn pflanzt wird ohne Rettung zu Grunde gehen. Allein die Völker murmeln warum, warum? und sie werden den Baum pflanzen, und wär' es auch nur darum, weil er ihnen unter Drohungen kurz und gut verboten, und sie werden ihn pflanzen, und sollte auch die arglistige und falsche Prophezeiung einer bevorrechteten Kaste Gottes Wort selber sein, und sie zu Grunde gehen darüber. G o t t s e l b s t machte die T o d e s f u r c h t o h n m ä c h t i g g e g e n d e n Z w e i f e l a l l e r Z w e i f e l, w i l l k ü h r l i c h u n d a u s N e i d v o m S t a n d e d e r G o t t ä h n l i c h k e i t, v o m G e n u ß d e r s c h ö n s t e n F r ü c h t e m i t t e n i m L e b e n s g a r t e n a b g e s c h r e c k t z u s e i n. Ist dieser Zweifel nur eine Schlange, die mit listigen Augen auf unser Verderben lauert, erfordert es die Tugend und der Gehorsam, ihr den Kopf zu zertreten, so werft nur gleich die Menschheit zu Boden und tretet und stampft ihr auf dem Kopf herum bis euch ihr Hirn vor die Füße spritzt, und füllt es

wieder mit dem Hirn von Hunden und Affen — denn die böse Schlange sitzt eben mitten in diesem Kopfe. Ich erinnere, daß mir als kleinem Kinde der Adam immer sehr schläfrig und tölpelhaft vorkam und daß mir Eva viel besser gefiel, weil sie so dreist zulangte und aß und ihrem Manne auch zu essen gab — denn daß doch einmal gegessen werden mußte von der verbotenen Frucht, das schien mir klar und gar nicht anders möglich. Dieses kindliche Gefühl ist mir im Herzen geblieben und ich fühle es im Grunde noch ebenso wie damals. Selbst der Gedanke, eigentlich hat doch Gott und nicht die Schlange die Menschen verführt, dämmerte schon damals in mir auf. Derselbe Gedanke kam mir in der Folge schon deutlicher wieder, als ich das sechste Kapitel der Genesis las. Und die Kinder Gottes sahen nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. Ich begreife noch immer diese Stelle nicht recht, aber ich begreife, daß der Erde mit einer solchen Einmischung des Himmels nicht sehr gedient sein konnte, und daß, wenn die jungen Götter die Weiber des Staubes umarmten, aus solcher Ehe gar leicht Tyrannen, Gewaltige in der Welt und Berühmte entsprießen mußten. Und wieder bekamen die armen

Weiber die Schuld, denn der Herr, dessen eigene Söhne wie die Söhne des Tarquinius Superbus umherstrichen, sprach: die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch. Das verstehe ich noch weniger.

Man schreibt dem Christenthum eine größere Achtung des Weibes und eine zartere Idee des Weiblichen zu, als die im Mosaismus enthaltene oder von jeder andern Religionsstiftung gepredigte. Man pflegt das verbesserte Loos der Sklaven und der Weiber dem Evangelium, und dem mit dem Ritterthum vermählten Geiste desselben den romantischen Frauendienst des Mittelalters in Rechnung zu bringen. Man pflegt — allein es ist nöthig, über alles dieses weit behutsamer sich auszudrücken, als es geschieht. Der romantische Frauendienst war ein französisches Gewächs, das drei natürliche und hundert gemalte Blätter entfaltete. Wie denn die Franzosen sind, wenn sie poetisch werden und den ebenen natürlichen Strom einer Empfindung durch künstliche Röhren fontainenartig in die leere Luft treiben. In Deutschland ward die alberne Minneleierei unter Fürsten und Adeligen eben so Mode, als die Puderei und Perückerei im achtzehnten Jahrhundert.

Das ist alles gesagt. Weder die Franzosen noch der heilige Bonifazius haben die Deutschen lieben gelehrt. Die deutsche Lieb' und Treue wuchs unter unsern Eichen auf, und als diese sich lichteten, blühte sie auf Burgen und in Städten, unter Rittern und Dienstleuten, nicht auf Befehl der Kirche, nicht um Gottes und Christi willen, sondern aus eingeborner und angestammter germanischer Liebeskraft. Das Christenthum jener Zeiten, versinnlicht durch die Kirche, die Kirche versinnlicht durch den geistlichen Stand, dem die Ehe versagt, der sich entheiligt wähnte durch das heiligste Band, der für seine gemästeten unkeuschen Glieder Befleckung fürchtete in den Armen einer jungfräulichen züchtigen Gattin, das Christenthum, sage ich, war damals wenig geeignet, menschlich reine und würdige Gesinnungen über das Verhältniß der Geschlechter und die Ehre des Weibes zu verbreiten. Es zeigte sich der ächten Frauenliebe mehr ungünstig als günstig. In dieser, wie in mancher andern Hinsicht, war die Natur, war Göttliches und Menschliches mehr auf Seiten des alten Heidenthums. Daß ich dahin auch die Verhältnisse der Freien und der Knechte rechne, versteht sich von selbst. Wir werden viel Zeit bedürfen, um den christlich mittelalterigen Feudalismus vollkommen abzuschütteln und

auf eine höhere Stufe die heidnisch germanische Freiheit aller Männer herzustellen.

Doch verwechsele ich nicht das geschichtliche Christenthum mit den ursprünglichen Lehren des Evangeliums und noch viel weniger mit dem ursprünglichen Geiste dieser Lehren, wie er sich im Munde Christi ausspricht. Kommen wir auch mit diesem Unterschiede nicht viel weiter, in Betracht, daß die erhabenste Lehre unverstanden keine Früchte, mißverstanden schlechte Früchte trägt, so entziehen wir uns doch dem gewöhnlichen Vorwurfe, nur auf den getrübten Strom des Abgeleiteten und nicht auf die reine Quelle des Ursprünglichen hinzublicken. Der Prophet von Nazareth, der die allgemeine Brüderschaft der Menschen predigte, der den Armen die fröhliche Botschaft brachte, der die Unterdrückten und Schwachen selig pries, der ein Kind in die Mitte bärtiger Männer stellte als Bild des himmlischen Lebens, der den weiblichen Johannes an seinem Busen ruhen ließ, er konnte die tyrannischen Vorurtheile der Männer gegen die Weiber unmöglich in Schutz nehmen, unmöglich dem sogenannten starken Geschlecht den Vorzug vor dem schwachen zugestehen. Männer und Weiber folgten ihm, wohin er ging, und er sprach zu ihnen wie zu einem Geschlecht. Bei mehr

als einer Gelegenheit gab er zu erkennen, wie hohen Werth er auf des Weibes hingebende Liebe, auf ihr weicheres, zu den höchsten Opfern bereites Herz lege. Ihn jammerte ihres Looses und er gab ihnen die rührendsten Beweise davon. Weit entfernt ihre himmlischen Liebesneigungen pharisäisch grimmig zu verdammen, neigt er sein glänzend reines Haupt über die Sünderin und vergibt der Liebe um der Liebe willen. Sie erkannten's und netzten seine Füße mit Thränen und trockneten sie mit den Haaren ihres Hauptes. Nirgends eine Spur, daß Jesus Christus die Männer auf Kosten der Weiber begünstigte, nicht die leiseste Anspielung, daß er vom weiblichen Geschlecht geringer dachte, als vom männlichen. Dennoch beruft sich die katholische Kirche nicht allein auf Stellen der Apostel, sondern auf Jesus eigene Worte, um die Ehelosigkeit der Priester, als eines geweihten Standes, aus der Schrift zu rechtfertigen. Und in der That, man muß der katholischen Kirche die Worte und den Sinn der Worte, (viele sind beschnitten u. s. w.) zugeben, um ihr zugleich den schändlichen Unsinn der Folgerungen daraus bemerklich zu machen. Um die ersten Apostel mit ungetheiltem Feuer des Leibes und der Seele in die gegebene Richtung zu werfen, spricht Jesus zu seinen

Jüngern nicht wie ein Gebot, nicht einmal als Bitte, nicht klar und verständlich für alle, nur geheimnißvoll und dunkel für wenige, die's zu fassen fähig, vom ehelosen Stande und dem Opfer der Enthaltsamkeit als einem solchem, das sie am meisten zur Ausführung des großen Werkes befähige. Es ist möglich und ich glaube es sogar, daß Jesus in seiner begierdelosen Reinheit und ascetischen Vergeistigung nicht bloß an seine Jünger und die ersten Verbreiter seines Namens und seiner Lehre gedacht. Es ist sogar möglich, daß der geniale, glühende Origines dieselben nicht mißverstand, als er sie buchstäblich an sich erfüllte. Aber nur die über allen Schrift- und Menschenverstand gleich wie über alle Menschlichkeit triumphirende, ultramontanische Kirche konnte sie auf den ganzen Klerus ausdehnen. Die Päpste machten aus einer erhabenen freiwilligen Ausnahme ein Gesetz für Tausende, ein Gesetz, das die Verachtung der heiligen Natur, der finstre Abscheu vor dem weiblichen Geschlechte verhängt zu haben scheint, wüßte man nicht zu bestimmt, daß es der Politik sein Dasein verdankte. Die Apostel und namentlich Paulus sprachen vom ehelosen Stande und der Enthaltsamkeit, wie ihr Meister. Nur ist nicht zu läugen, daß sie in ihren Ansichten über das Weib und in der Auffas-

sung der Geschlechtsverhältnisse an jüdischen Vorurtheilen festklebten. Sie standen hierin so tief unter Christus, wie überhaupt ihre Episteln unter den Evangelien. Paulus läugnet mit dürren Worten die Gleichheit der Geschlechter, nicht etwa nur vor dem Gesetze, sondern vor Gott. Der Mann, sagt er im Briefe an die Korinther, ist Gottes Bild und Ehre, das Weib aber ist des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib ist vom Manne. Und der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen. — Alles das sagt er gelegentlich, um zu beweisen, daß die Weiber in der Versammlung mit bedecktem Haupte beten und weissagen sollten, die Männer mit unbedecktem. Der Mann sei des Weibes Haupt, wie Christus des Mannes und Gott Christi. Dieses Gelegentliche macht die herb jüdische Ansicht fühlbarer und demüthigender für die Weiber. Uebrigens bemerkte der wackere Apostel nicht, daß er Gott selber despotisirte. Den Weibern zu gebieten, mit bedecktem Haupte zu beten, hieß gleichsam Gott verbieten, betende Weiber anders als mit bedecktem Haupte zu sehen. Ein Satz, der auf alle und jede äußerliche Gebote und Verbote des Gottesdienstes anzuwenden, falls

nicht, wie im Mosaismus, der Gebietende und Verbietende Gott selber ist. Die christliche Kirche fand sich in dieser Hinsicht in einer eigenen Klemme. Denn da eine Kirche nicht wol ohne geheiligte Aeußerlichkeiten bestehen kann, Christus aber selbst dergleichen nicht angeordnet, auch nicht anordnen konnte ohne sich in Widerspruch mit der Innerlichkeit seiner Lehre, mit sich selber zu setzen, so sahen die Apostel und die späteren Bildner und Baumeister des Kirchengebäudes sich genöthigt, diesen Widerspruch auf sich zu nehmen und jüdische Einrichtungen und Satzungen in das christliche Heiligthum einzuführen. Das ist der Grund, woher ich mich überzeugt halte, daß Jesus Christus niemals gedacht habe an eine Kirche, Priester und Opfer mit allem, was dazu gehört.

Die Saint Simonianer, die Christus durch Saint Simon ablösen wollen, suchen in der weiten Welt umher nach dem Weibe, ihrer Mutter. Die armen Leute, die zu Hause in Frankreich keine gefunden. Bei keiner Sekte trug das Lächerliche mehr die Schleppe des Erhabenen. Nicht der Mann allein, Mann und Weib sind das gesellschaftliche Individuum, der Satz ist eine der herrlichen Grundsäulen ihres Sy-

stems, die sie, wie alle übrigen, oben auf dem Knopfe mit ihrer Schellenkappe behängt haben.

II.

Weiber, euer Loos wird sich verbessern. Noch einmal wird die Welt vertheilt werden und ihr sollt nicht leer ausgehen.

Sechstausend Jahre führten Männer die Alleinherrschaft. Ihre Albernheiten nennt man die Weltgeschichte.

Nur selten flochtet ihr das königliche Diadem in eure Locken; noch seltener ohne Würde, ohne größere Entwürfe, ohne Beschämung eurer männlichen Thronfolger.

Häufiger schreibt man euch die Ehre zu, mittelbar auf die Loose der Völker eingewirkt zu haben. Damit will man euch, wie ihr wißt, eben keine Schmeichelei sagen. Man klagt euch an, Ursache blutiger Kriege, zerstörter Reiche und Städte gewesen zu sein. Man beschuldigt eure treulose Schönheit, Tod und Verderben unter die Männer gesäet zu haben. Was antwortet ihr darauf?

Laßt mich auch hier euren Wortführer sein. Eben in dieser Anklage liegt die Anklage wider die Männer.

Die Thoren, sie glauben sich mit eurem Geschlechte abgefunden, wenn sie dasselbe sinnlich anerkannten. In ihrer Großmuth ertheilten sie euch das Recht, ihre Geliebten, ihre Frauen zu heißen. Alle übrigen Menschenrechte behielten sie sich selber vor. Sie pflückten die Blüthen eurer Schönheit. Dafür verlangten sie nichts als blinde Anhänglichkeit an ihre werthe Person, Treue und Ausdauer bis zum Tode. Aus der Haut aber fuhren sie, sobald ihr diese bescheidenen Forderungen nicht erfülltet. Die Untreue ihrer Weiber empörte sie noch heftiger als die Untreue ihrer Sklaven, ihre Entführung schien ihnen ein noch schwärzeres Verbrechen, als der Diebstahl eines Pferdes. Darin lag ihr Wahnsinn. Was sie als Sache besaßen, wie jede andere Sache, fiel ihnen gelegentlich ein als Person in Anspruch zu nehmen. Sie schlugen sich um die Weiber mit derselben Wuth, wie um heiliges Tempelland. Sie machten die Weiberkriege so verheerend, wie die Religionskriege. Sie waren so stolz und übermüthig, das wehrlose Geschlecht zu erniedrigen; so dumm, die Rache der Weiber an sich selber zu vollziehen.

In dem Volke, das unter allen allein den weib-

lichen Genius ahnungsvoll begriff und anerkannte, unter den Deutschen, gab es keine Helena, aber auch keinen Paris und Menelaus. Den Unterschied der Männer und Frauen und der gesellschaftlichen Verhältnisse unter dem griechischen und deutschen Himmel schildern aufs lebendigste die beiden großen epischen Gedichte der einen und andern Nation. In der Ilias bringt die Untreue, in den Nibelungen die Treue eines Weibes, ein ganzes Heldengeschlecht zu Fall. In der Ilias rächt sich die männliche, in den Nibelungen die weibliche Liebe an Verrath und Bruch der Gastfreundschaft. Aber auch bei den Griechen bewährte sich nicht selten der Adel des weiblichen Herzens. Die Penolope der Odyssee*) machte wieder gut, was die Helena der Ilias verbrach. Ob Antinous weniger reizend und verführerisch war, als der Lockenkopf mit der phrygischen Mütze?

Den stillen wohlthätigen Einfluß der Weiber auf die Gesellschaft und insbesondere auf die Bildung der

*) Warum ist die fließende Versification der Odyssee durch Hedwig Hülle den Frauen nicht bekannter?

Jugend, den räumen sie ein, die Männer. Ihr böses Bewußtsein drückt und zwingt sie. Sie müssen bekennen, wie unendlichen Dank sie ihren Müttern schuldig sind. Denkt nur an Göthe's Mutter. Man sieht schon aus ihren Briefen, daß die Poesie ihres Sohnes aus ihrem Herzen keimt. Von seinem Vater scheint er nichts als die Pedanterie und den Minister geerbt zu haben.

Wölbt sich ein Himmel in eurer Brust, schimmern daran die Sterne der Liebe, der Versöhnung, der Ahnung des Unsichtbaren und des Glaubens an die Macht desselben, ringen geheimnißvolle Kräfte in eurem Busen auf gleich Elfen, die im Mondschein tanzen, deckt euch die Poesie einen silbernen Schleier über das ärmliche Nichts des gemeinen Lebens, seht ihr mehr als Rechnentische und gierig gekrümmte Finger und stinkenden Egoismus in der Welt, so umhalset eure Mutter oder knieet vor dem heiligen Hügel, unter dem sie ruht und benetzt das Gras und die Blumen mit den Thränen eurer Dankbarkeit.

Siehst du eine reine Lilie im Schmutze einer Kauf- und Handelsstadt, es ist eine Jungfrau. Siehst

du in den Palästen der Reichen eine liebevoll ausgestreckte Hand, es ist eine weibliche, hörst du seufzen in der Halle einer Königsburg, ein leises Ach des Schmerzes und der Trauer über die Schmach des Vaterlandes, über das nackte Elend in den Hütten, wisse der Seufzer dringt aus einer weiblichen Brust. Tratest du aber, zur Zeit als Warschau fiel, in den Salon eines Ministers und es erschien dir unter allen Gesichtern ein Gesicht, das nicht höhnisch triumphirte, das wol gar stumm und erblassend den Blick auf den Boden heftete wie bei einer Trauerpost, so schwöre ich bei Leib und Leben, es war ein weibliches. Ich hab's gesehen, und es strahlte mir wie ein Muttergottesgesicht. Heilig sei ihr Schooß und ihre Leibesfrucht entrinne dem Verderben.

Nicht mehr wie ehemals die Glieder, das Herz kleiden die Männer in Stahl und Eisen. O wäre doch auch ihr Muth so stählern als ihr Mitleid. Haben sie noch Muth, oder haben sie keinen, die deutschen Männer? Ja, sie haben noch Muth. Aber s'ist eben so gut, als hätten sie keinen. Sie haben nicht den Muth, auf eigne Hand muthig zu sein. Er=

ben des väterlichen Kapitals schenken sie die Nutznießung den Regierungen. Auf die Schlösser ihrer gnädigen Herrn tragen sie die laufenden Zinsen. Deutsche Seen, deutsche Waldungen und deutscher Muth sind fürstliche Domainen worden. Auf allerhöchsten Befehl zeigen sie noch immer so viel Muth als die Spartaner bei den Thermopylen, auf Befehl jagen sie die Franzosen über den Rhein, ja zur Welt hinaus. Ach auf Befehl morden sie ihre eigenen Brüder. Und so entwöhnt sind sie von der Freiheit des Muthes, daß sie nur schwer den Muth zur Freiheit fassen werden. So furchtsam enthalten sie sich ihrer Tapferkeit, daß sie sogar bei gemeinen Vorfällen des Lebens, in plötzlicher Gefahr, den Kopf verlieren.

Anders die Weiber. In der Ruhe schüchtern, wächst ihnen der Muth mit der wachsenden Gefahr. Ihr Muth liegt nicht unterm Siegel des Bürgermeisters, nicht in der Patentkammer der Regierung. Er blieb ihr Eigenthum und sie führen ihn bei sich. Als Schutzgeist ihrer theuersten Güter, schlummert er leise mit offenen Augen am Pfosten ihrer Häuser, an der Wiege ihrer Kinder, über dem Heiligthum ihrer Ehre.

Fliegt ihnen der rothe Hahn auf's Dach, oder schleicht ein Wolf um's Haus, oder kriecht eine Schlange durch die Ritzen, oder stampft der Tritt eines übermüthigen Despoten auf der Treppe, gleich erhebt sich ihr schlummernder Muth und tritt mit klopfendem Herzen, aber leuchtenden Augen dem Feinde gegenüber, fest und auf alles Aeußerste gefaßt. „Der Mann ist ein Despot beim Weibe und ein Weib bei dem Despoten, die Frau ist demüthig gegen den Mann und oft ein Mann gegen den Despoten", sagt ein Mann, der leider selbst der jammervollste unter allen Behoseten, Saphir.

O Weiber, tragt und duldet uns feige Despoten noch eine Weile. Freilich steht's in eurer Macht, uns sammt und sonders aus dem Hause und aus Deutschland zu jagen, zumal wenn ihr es nicht verschmäht, diesen und jenen fürstlichen Verehrer eures Geschlechts in euer Komplott zu ziehen. Aber laßt Gnade vor Recht ergehen. Wir gedenken, an unserer Besserung zu arbeiten, und werden uns bemühen, nicht allzuschimpflich von euch abzustechen. Und sind wir wieder, was unsere Väter, und haben

wieder Muth zum Muthe und Muth zur Freiheit und freie Hand zu schalten und zu walten, dann wollen wir euer Loos auch bürgerlich verbessern, gleich dem Loose aller Unterdrückten und an Recht und Freiheit Gekränkten. Lasset euch erschmeicheln, verlaßt uns nicht, verhöhnt uns nicht, komplottirt nicht gegen uns, stoßt uns nicht aus.

Der Steinbock.

Die Herbstversammlung der Naturforscher.

Einige Zeit nach den Hamburger Unruhen — sie stehn in der Geschichte etwas weniger großartig da, als die katilinarischen in Rom, aber sie haben das Merkwürdige, daß sie ihren Cicero, der sie dämpfte und ihren Salust, der sie beschrieb in einem und demselben Bürger fanden — bei Gelegenheit der im Jahr 1830 in Hamburg stattfindenden Versammlung der Naturforscher in Hamburg, schrieb ich nachstehendes Gedicht als heiteres, ja scherzhaftes Willkommen an diese nieder. Man wird sich wundern, wenn ich sage, daß die Zensur dieser unschuldigen Kleinigkeit ihr imprimatur verweigerte. Es war mir aber unmöglich, Herrn Doktor Hoffmanns Aengstlichkeit in Rücksicht auf gewisse

humoristische Ausdrücke zu besiegen, die nach seiner Meinung den frommen Bibellesern Hamburgs anstößig sein würden. Was die Hamburger betrifft, so mögen sie nun selbst urtheilen, ob die zensorische Vormundschaft diesesmal am rechten Orte war. Ich für meine Person halte sie keineswegs für so minderjährig in Auffassung eines guten Humors. Im Gegentheil kenne ich diesen als uralten, niedersächsischen Stammgast, wenn irgendwo, in ihren ehrwürdigen, und doch so lustigen Mauern. Mich dünkt das eine schickliche Gelegenheit, um folgende Bemerkung an den Mann zu bringen. Die politische Zensur scheint zunächst den Regierungen, die religiöse und sittliche dem Volke dienen zu sollen. Nun wissen, oder nun glauben die Regierungen sehr gut zu wissen, was ihren Zwecken und Absichten schädlich oder förderlich oder gleichgültig sei. Der politische Zensor, von der Regierung besoldet, und den Rothstift als Eingeweihter nicht umsonst führend, rühmt sich desgleichen. Aber wie verhält es sich mit dem Urtheil über die Schriften, die dem Rothstift nicht in politischer, sondern in religiöser und sittlicher Beziehung unterliegen? Hier sieht sich der Zensor aus einer nahen, begrenzten, deutlichen Ueberschau der Regierungszwecke in das unendliche Gebiet des Geschmacks,

der Ansichten und Zeichtrichtungen versetzt und außerdem, daß ihm zuweilen angemuthet wird zu beurtheilen, was wirklich irreligiös und unsittlich, soll er auch den Schein desselben, oder was anstößig dem großen Publikum sein möchte, vorschriftmäßig in Betracht ziehen. Letzteres wird sogar hauptsächlich von ihm verlangt, wenn anders die Regierung zu den einigermaßen weisen und verständigen gehört und den Zensor nicht auf Radamanthus Stuhl setzt. An wen soll er sich wenden, um dem Auftrage der Regierung nachzukommen. Er, Gelehrter, wenigstens Gebildeter, nimmt an gar manchen Schriften keinen Anstoß, die er dennoch als anstößig für das große Publikum nicht durch die Zensur lassen will. Nehmen wir an, er sähe das Anstößige in der Form, und wie Doktor Hoffmann hinsichtlich meines Gedichts, in einer scherzhaften Behandlung des geheiligten Ehrwürdigen, wodurch allein kann er diese Voraussetzung rechtfertigen; wieder vorausgesetzt, daß es ihm um Rechtfertigung vor seinem Gewissen und vor dem Verfasser zu thun ist, wenn er eine Arbeit des letzteren für anstößig und des geweihten Zeichens in seinem Bereiche für unzulässig erklärt, und nicht etwa jenem ehrwürdigen Oberzensor gleicht, der einmal einem dringlichen Schriftsteller die

väterlich naive Frage insinuirte: Lieber, warum wollen sie denn überhaupt ihr Werk gedruckt sehen? An das Publikum, an das Volk soll sich der Zensor wenden; gerade auf die Art wie er sich im Politischen an den Geist der Regierung hält. Man darf verlangen, daß er dem Volke eben so gut Besuche abstatte, wie die Mitglieder der Regierung, und daß er den Geist des Volkes unter dem Volke selbst erlausche. In dieser Region wird er unzweilfelhaft sich von übergroßer Gewissensängstlichkeit in Führung seines Amtes erholen, er wird mit Erstaunen die unglaublich lächerlichen Vorurtheile der Gelehrten, über die angebliche Befangenheit und Stößigkeit des Volkes gewahr werden, und selbst nicht ohne einige Beschämung erfahren müssen, das Volk verstehe sich nicht allein auf Witz und Humor eben so gut, wo nicht besser, als er, sondern produzire davon Tag über Tag ein so reichliches Quantum, als ihm vielleicht in Jahren nicht zum imprimatur untergeschoben werde.

Schließlich und um einem lächerlichen Mißverständnisse vorzubeugen, bemerke ich, daß der Steinbock nicht auf den Zensor, sondern auf die Herbstversammlung der Naturforscher stoße und ziele.

Daß Gott der Herr die schöne Welt gemacht,
Das lernen schon im Hemdrock gute Christen,
Selbst die saison, in der er sie erdacht,
Verriethen uns die weisen Talmudisten.
Es war im Herbst. Im Herbst ist sie gemacht
Die schöne Welt. Warum, ihr Pietisten?
Gleich gab's im Paradiese reife Trauben
Und Adam trank und stärkte sich im Glauben.

Im Herbst hat Gott die Weltallspoesie
Improvisirt, und seiner Engel sieben
Leishorchend haben auf der Stelle die
Comoedia divina aufgeschrieben.
Wie Dante's vordem auf der Akademie
Bologna ward gelesen und getrieben,
So trieb sie Adam in dem schönen Haine,
Und ging und las und trank die besten Weine.

Vom Weine gebt mir einen Tropfen nur,
Der seine frischgespalt'nen Lippen netzte,
Der ihm wie Blitz durch die Gebeine fuhr
Und Seel und Leib in Taumelei versetzte,
Nur einen Tropfen — heilige Natur —
Ich stürbe gern, wenn mich der Tropfen letzte.
Der Griechen Nektar war dagegen Fusel,
Ihr Götterrausch ein ganz gemeiner Dusel.

O Adam, paradiesischer Student,
Wo sind der Menschheit akadem'sche Jahre,
Die goldne Zeit, nach der man hascht und rennt,
Die Zeit der Freiheit und der langen Haare,
Da Liebe sich die Finger nicht verbrennt
Da ungekettet Wahrheit bleibt die wahre,
Da schultert vor dem blüh'nden Paradiese
Kein Cherub nicht und kein Potsdammer Riese.

Zum Text. Im Herbste stoben aus der Nacht
Die Sterne, Austern und verschiednen Weine,
Und Sonn' und Mond, die klein' und große Jagd
Und alles Uebrige bis auf die Steine.
Drum pilgern auch, sobald die Traube lacht
Auf grünen Hügeln über'm grünen Rheine,
Die Deutschen hin zum Weltgeburttagsfeste,
Andächtig froh als Gottes eigne Gäste.

Ich zweifle nicht, es nahm der Weltpoet
Gleich Rücksicht auf die deutschen Professoren,
Denn, wenn zum Herbst die Rebe schwanger geht
Mit ihrem Söhnchen hoch und wohlgeboren,
Da schließt man auf der Universität
Der Sommerkurs und wandert aus den Thoren.
Das wußte Gott; drum mit auch ließ vor Jahren
Er just im Herbst die Welt von Stapel fahren.

Er sah voraus, wie außerordentlich gern
Geburttagsfeste seine Deutschen feiern.
Auch lag ihm der Gedanke wol nicht fern,
Es sei recht schön, wenn so die Hessen, Baiern,
Koburger, all die buntgescheckten Herrn
Sich 'mal umschlängen, um ein Lied zu leiern,
Das alte Lied, ich kanns nicht aus dem Kopfe,
Doch hat's den Klang von ein'm zerbrochnen Topfe.

Nun wohl. Im Herbst hat Gott das All erdacht,
Und dabei gab es noch besondern Segen,
Denn wenn die Rebe durch die Blätter lacht
Und Geister sich in ihrem Schooße regen,
Da strömt aus ihr ein Flämmchen in die Nacht,
Die um den Rand des Weltenbuchs gelegen,
Und deutsche Fauste lesen ohne Brille
Die klare Schrift der göttlichen Postille.

Das Flämmchen scheint gar lieblich grün und roth
Und goldig in des Buch's geheime Spalten.
Doch hat man anfangs seine liebe Noth
Die schwere Rolle handsam zu entfalten.
Dann bleiben noch die Charaktere todt
Will man sie nüchtern vor die Nase halten.
Ein Gläschen Wein, noch eins, noch eins vom Jahre
Eilf, gut gepfropft — es geht in's Wunderbare.

Und ob die Welt im Herbst auch finster wär',
Und alle Sterne über Deutschland schwänden,
Und selbst die Postillone nur sehr schwer
Im heil'gen röm'schen sich zurechte fänden.
Der Herr, der würde vor den Forschern her
Sein Flämmchen gleich wie eine Leuchte senden:
Und ging' es auch nach Wien und Kopenhagen,
Sie brauchten nirgends nach dem Weg zu fragen.

So schuf denn Gott die allerbeste Welt
Zur Zeit, als ich dies allerschlecht'ste Karmen,
Des Reime oft so übel sich gesellt,
Und dessen Metrum öfters zum Erbarmen.
Allein so geht's auch in der besten Welt,
Und Reiche reimen schlecht sich auf die Armen.
S' ist niederträchtig alles was wir schaffen,
Und glückt's uns, sind wir unsers Herrgotts Affen.

Ihr Forscher äfft ihm in der Werkstatt nach
Und laßt sein Feuer aus Maschinen blitzen,
Und lehrt mit Gas nachahmen seinen Tag,
Auf daß wir stets, wie er, im Glanze sitzen.
Und also äfft ihm auch der Dichter nach
Und stiehlt ihm den Humor zu seinen Witzen.
Und Gott der Herr, er schaut aus einer Wolke
Und lächelt gnädig seinem Affenvolke.

Ihr theuren Drei: Chamisso, Oken, Pfaff,
Eu'r kleiner Finger ist gelahrter, klüger
Als all' mein Hirn — ich trödelte aus Raff
Naturgeschichte und Physik aus Krüger.
Drum spannt den krit'schen Bogen nicht zu straff;
S' ist ein Gedicht, Gedichte sind nicht Bücher,
Und die nicht Thaten — wären Bücher Thaten,
So stånd' in Deutschland Alles wohlberathen.

Der Wassermann.

Die Helgolander.

Ich ziehe, mein Leser, den Vorhang zu dem unstät flimmernden Sternbilde des Wassermanns rasch in die Höhe, und lasse dich sehen — die Nordsee, Helgoland bei Sonnenaufgang, die eingehauenen Felsstufen, und, um dich auf einmal aus Wasserwüste und Felsmasse in die lebendig zierlichste Enge zu ziehen, auf einer der höchsten Stufen ein junges schlankes Mädchen, das ihr scharlachrothes Röckchen nur so eben übergeworfen und das ein schneeweißes Taschentuch in die Lüfte flattern läßt.

Wem flattert ihr weißes Taschentuch?

Siehst du das kleine Schiff, das so verwegen und

einsam durch die Nordsee tanzt? Die Helgolander nennen's eine Schnigge. Darin sitzt ein junger Mensch, blutjung, sechszehn Jahr alt, lockiger Johanneskopf — begreifst du?

Gar leicht. Kommt er, geht er, ist er ihr Bruder, ihr Bräutigam?

Das Steuer der Schnigge ist dem Felsen zugekehrt, der spitze Schnabel der Elbmündung. Also er geht. Das Mädchen hat rothe, verweinte Augen, er geht.

Eigentlich aber sollte ich sie deinem neugierigen Auge nicht bloß gestellt haben. Sie wähnt sich allein, mutterseelallein mit ihrem Schmerze, ihrem wehenden Taschentuche ihrem **fare well, fare well,** das sie mit heiserer Stimme wiederholt und so laut schreit, als ob er's noch hören könnte.

Armes Kind. Sie heißt Helene. Arme Helene! Seine Braut ist sie nicht, und wer weiß auf ganz Helgoland, daß sie ihn liebt?

Er weiß es nicht und die Mutter weiß es nicht, und sie selbst weiß es nicht.

Ihr Bruder ahnt es.

Ihre Liebe ist ein Thautropfen, verborgen im Schoos einer Rosenknospe. Ihre Liebe ist eine Klippe unter dem Spiegel der See, ein süß schauerliches Meergeheimniß, worüber ihr Nachen ahnungslos hinschaukelt.

Fare well! fare well! Wie sie flattern läßt und selbst flattert, Flechten, Brusttuch, Röckchen — sollte man nicht glauben, es stände nur in ihrer Macht, sich von dem unbeweglichen, tauben Felsen abzulösen und ihre wallende Brust den starken Fittigen des Windes anzuvertrauen?

Wirklich seufzt sie, wenn ich ein Vöglein wär'! Aber sie ist nur ein Menschenkind, ein Mädchen, ein schwaches Rohr, das im doppelten Sturm der Natur und der Seele schwankt und zittert.

Wer kommt ihr im Rücken? Ein junger Mensch in grobwollener Jacke, breitem Hut und hohen Wasserstiefeln. Sie fühlt eine derbe Hand auf ihrer Schulter und hört zugleich die Stimme ihres Bruders.

Helene! Helene! Im Ton dieser Stimme liegt ein Vorwurf, noch mehr rauhe Zärtlichkeit.

— Sie verbirgt ihre kleinen, fast durchsichtig rosigen Hände in ihr erbleichendes Gesicht, und springt, ohne eine Wort zu sagen, die gewaltigen Stufen hinan.

Helene! rief der junge Mann mit gebietender, durchdringender Stimme. Und Helene stand und sah sich furchtsam zitternd nach ihm um.

Er schritt ihr entgegen; reichte ihr die Hand und sprach, Helene! gehe nicht auf dem geraden Wege nach Hause zurück; es begegnen dir Lootsen. — Helene, wie blaß du aussiehst, komm, wisch dir die Thränen ab. — Sei keine Närrin, Dirne — ich weiß wol — er deutete mit der Hand nach dem fernen Segel — aber daraus wird nichts. Schlage dir den aus dem Kopf. Der Junge hat hohe Dinge vor. Unsere Insel und das ehrliche Gewerbe seiner Väter ist ihm zu roh und ungeschlacht. Wir sind ihm lauter Heiden. Pfarrer will er werden, alle Menschen will er bekehren. Meinetwegen. Ich sage dir nur, er läßt sein Glas Grog auch nicht anbrennen. Nun, das ist einerlei. Wisch dir die Thränen ab, sage ich dir. Geh dort herum, meine arme Helene. Lege dich wieder unter die warme Decke, Kind.

Mit diesen Worten küßte er sie. Mach' zu, rief er ihr nach, gleich gibt es entweder Sturm oder Regen.

Sie flog dahin.

Ihr Bruder hatte Recht. Kaum mochte das Mädchen in das Hinterpförtchen ihrer kleinen einstöckigen Wohnung geschlüpft sein, als der Sturm sich erhob und die düstersten Wolken vor die aufgehende Sonne schleuderte. Der junge Fischer zog ein kleines Fernrohr aus der Tasche und sah nach dem aufkommenden Kauffahrtheischiffe aus. Er erkannte die amerikanische Flagge und rief seine Entdeckung den herbeieilenden Männern zu.

Es waren Lootsen von Helgoland; kennst du die Lootsen von Helgoland? Ich will sie dir schildern.

Du weißt, diese Menschen wohnen auf einem Fels, auf einem Stück vom Blocksberge in der Nordsee. Sie selber halb Fels, halb Wasser, halb starr und halb beweglich. Der Fels ist ihr Leib, aber das Meer ist ihre Seele. Ist das Meer ruhig, so gaffen sie beinahe dumm, wenigstens starr und stockig in die See hinaus. Setzt aber die Nordsee Miene auf,



eine von ihren krausen Mienen, so kräuseln sich auch die starren Linien, die des Lootsen Stirn und Wange durchfurchen, sie schlagen lustige Kreise, gleich wie die Wellen, und es wird dem Helgolander so lachend zu Muth, als wenn unsereinem eine niedliche Frauenhand über's Gesicht fächelt. Diese Helgolander Lootsen und Schiffer haben in ihrem Charakter alle Festigkeit ihres Felsens, aber auch alle Leidenschaften ihres gefährlichen Meeres. Sie lassen die höchste Woge an ihrem Schiffe, die höchste Gefahr an ihrem Muthe ruhig abgrollen; sie sind selbst Felsen im Ungewitter, Sturmtrotzer, Blitzkerle, Donnerjungen, und bestehen meistens auch nur darum glücklich die Todesgefahr, der sie ihre Pflicht mitleidlos in den Rachen wirft, weil sie es sind und weil sie den Tod verachten. Sie müssen hinaus, hinaus in den wildesten Sturm, wenn ein gefährdetes Schiff die Nothsignale gibt; sie müssen hinaus, wenn das Schiff in Trümmer geht, und Fässer, Ballen, Planken, Steuer und Steuermann durch einander wälzen. Zwänge sie aber nicht Eid und Pflicht, so triebe sie die Gewinnsucht, wenn diese nicht, die bloße Lust an der Gefahr. Und das Mitleid?

Verlangst du Mitleid vom Sturm, vom Meere?

Verlange es auch nicht vom Helgolander Lootsen. Darin ist er ganz Meer, ganz Sohn seiner Mutter, der unbarmherzigen Nordsee. Darin und in Habsucht, Unersättlichkeit, Verschwendung, hohem Spiel, Trunk und Völlerei; denn, was das letztere betrifft, so siehst du ihn unmaßgeblich zur Zeit der Fluth des süßen Weines voll, wenn du ihn zur Ebbezeit ebben und nüchtern gesehen. Außerdem ist er ein guter Christ, nur daß er etwas häufiger flucht, als betet. Alles zusammengenommen, man kann ihn nicht wohl einen Engel des Lichts nennen; aber mit gutem Gewissen und ohne Uebertreibung einen Schutzengel der Elbmündung. Freilich, ich werde dir gleich einen Fall erzählen, wo er als das Gegentheil erscheint, wo er den bösen Geist spielt, der muthwillig in's Verderben lockt; allein du wirst sehen, daß er dazu seine guten Gründe hatte, die er sich bis auf den heutigen Tag nicht abstreiten läßt.

Höre also diesen Fall und urtheile. Er bildet zugleich die unmittelbare Fortsetzung der unterbrochenen oder vielmehr kaum angefangenen Geschichte.

Der Amerikaner war ein Schnellsegler und hatte bald die Höhe von Helgoland erreicht. Während dem

betrachteten die genannten Männer oben von ihrer sicheren Felsenburg, bald dieses Schiff bald das kleinere eines ihrer Collegen. Dasselbe lavirte dem Amerikaner in die Flanke, um ihm den Lootsen an Bord zu setzen, der es pflichtgemäßer und herkömmlicher Weise nach Kurhafen zu steuern hatte. Allein, ob Geiz, oder Uebermuth oder Unbekanntschaft mit der Gefahr eines Seeweges, der sich durch verborgene Untiefen an dieser Stelle der Nordsee hinschlängelt, den Kapitain bethörte — er wies den Beistand des Helgolander Schutzengels von sich und setzte mit vollen Segeln an dem Lootsenbot vorüber. Das war sein Unglück. Der alte Lootse nahm den Hut ab, strich sich ungläubig die flatternden Haare aus dem Gesicht und sah dem schaumspritzenden Ungethüme nach. Kinder, rief er dann seinen Matrosen zu, wir haben das Unsrige gethan. Nun ist uns erlaubt zu beten: der Herr segne unsern Strand. Wir wollen See halten.

Inzwischen hatte sich die Zahl der Neugierigen auf dem Felsen vermehrt. Wer etwa noch mit schläfrig verdrossenem Gesicht an diese Stelle gekommen, verwandelte und belebte sich sogleich beim Anblicke der rollenden Wogen und des stolz dahinfliegenden Amerika-

ners. Sie stießen dabei von Zeit zu Zeit einige friesische Kernwörter aus, denn dieser ihrer Muttersprache bedienen sie sich untereinander, obwol sie auch mit Fremden deutsch, dänisch und englisch kauderwelschen.

Was ist das, rief Helena's Bruder, der Amerikaner rifft kein Segel ein, und Hahnpeter ist ihm doch schon dicht unter der Nase. Glaubt der Narr, daß ein Helgolander Lootse an Bord fliegen kann, wie eine Möve? Nun setzt er das Sprechrohr an. Was! er segelt vorbei? er will ihn nicht? Ich sage euch, er will ihn nicht.

Hol's der Teufel, riefen die Schiffer, er nimmt ihn nicht an Bord.

Ich kenne das Schiff, sagte ein zornmüthig blickender alter Mann. Es ist die Virginie. Der Kapitain der es vor zwei Jahren führte, war ein Hamburger, Gott verdamm' ihn. Ich lootse ihn damals nach Kuxhafen in einem Sturm, dreimal ärger als dieser, und als er sich glücklich und wohlbehalten im Neste sah, schimpfte er auf unsere spitzbübischen Lootsengelder.

Er verläßt sich auf das hohe Wasser, bemerkte ein Anderer. Dazu hat er den Wind. Verfährt er sich

nicht auf die lange Bank, so läuft er weiter keine Gefahr.

Derselben Meinung waren Alle. Das machte sie verdrießlich. Wem gehört die Schnigge, die ihm vorauffegelt? fragte der Alte.

Dem Strandvogt, antwortete derjenige unter ihnen, der's am besten wissen konnte, der junge Schiffer. Klaus Küchlein ist darauf und fährt seinen Bruder, den Johannes, nach Hamburg oder Altona.

Nun, rief der Alte, so gebe Gott dem Klaus Küchlein so viel oder so wenig Verstand, als jetzt für ihn dazu gehört, um uns ein Jahr lang mit Zucker, Kaffee und Taback freizuhalten und jedem noch einige Dutzend Guineen in der Beute abzuwerfen. Ohnehin meine ich, der Klaus ist ein pfiffiger Bursch, und weiß seinen Fang zu machen. Seht nur, wie die Virginie hinter ihm her hält, immer genau dieselbe Richtung, immer schlank über die Untiefen weg. Seht ihr nun — und nun —

Ganz richtig, sagte der junge Mann. Aber was kann's am Ende helfen. Ja, wenn Klaus die lange Bank hielte. Wagen kann er's; aber was Teufel,

weiß er davon, daß der Amerikaner keinen Lootsen angenommen. Das ist ja eine ganz unerhörte Sache, zumal bei solchem Sturm.

Wenn er das nicht sähe, rief der Alte, da müßte er Fischaugen haben. Steuerst du, so grün und jung du bist, ein großes, schwer befrachtetes Schiff, wie die Virginie, auf diesem Curse durch die Nordsee?

Der junge Mann war verdrießlich und schwieg. Der Erfolg rechtfertigte indeß die boshafte Zuversicht des Alten. Die Schnigge drehte sich nach Nordwest und nahm ihren Lauf über jene Sandbank, die zur Fluthzeit kleineren Schiffen allerdings kein Hinderniß in den Weg legt, größeren aber sicheres Verderben bringt.

Wie Geier auf ihre Beute herabsehen, so hefteten sich nun die Blicke der Helgolander auf das Steuer der armen Virginie. Wenige Minuten mußten ihr Loos entscheiden. Jetzt war sie noch die Pracht des Meeres, die wogenverachtende Zuversicht, der Triumph menschlicher Uebergewalt über ein grimmiges Element, — aber ein kleiner Druck der Faust, der das Steuer um einige Zoll weiter rechts drehte und sie rannte in die Falle, die sie dem Spott der Wellen, der Winde

und eben so feindselig gesinnter Menschen überlieferte.

Einen Augenblick schien es, als ob die Virginie ihrem bösen Geschick entrinnen sollte. Die gleich einem Irrwische voranflatternde Schnigge veränderte plötzlich ihre Richtung und steuerte wieder ostwärts.

Der Alte bemerkte dieses zuerst. Sein von Schadenfreude, Rache und Beutedurst strahlendes Gesicht verfinsterte sich eben so plötzlich. Er rief in der ärgerlichsten Laune seinen Gefährten zu, was Teufel ist das da, läßt der Junge seinen Fisch aus dem Netze?

Gleiches Staunen, gleicher Aerger malte sich auf den Gesichtern der Uebrigen.

Es war aber nur ein kurzer Augenblick, eine flüchtige Gnadenfrist für das schwimmende Opfer. Die Schnigge holte wieder nach West über, der Graukopf athmete auf. Es war das Athmen eines Spielers, dessen Karte noch nichts verloren, aber noch alles zu gewinnen hat.

Der Steuermann der Virginie drehte die Hand, — die Karte schlug um — das Schiff war verloren. Es segelte schnurstracks auf die Untiefe los.

Der Alte warf vor Entzücken seinen Hut in die Höhe und sah nicht einmal wo ihn der Sturm hinführte. Die Helgolander stimmten ein donnerndes Hurrah an, und sprangen, ohne die furchtbare Katastrophe abzuwarten, Hals über Kopf den Fels hinunter, um sich in ihre Böte zu werfen.

Auch wir verlassen nun das Felsennest, und schiffen uns ein auf der verrätherischen aber sicheren Schnigge, worin der belobte Klaus Küchlein mit seinem Bruder Johannes nach Hamburg oder Altona segeln wollte.

Wir finden den Johannes in der seltsamsten Lage. Ihn, nach dem aus der Ferne zwei zärtliche Arme sich ausstreckten, halten jetzt vier wohlbetheerte Fäuste so kräftig auf der Bank nieder, daß er sich nicht rühren und rüppeln kann. Vergebens bedient er sich des Fußrechts, vergebens spricht ein heiliger Zorn aus seinem blauen, zärtlich frommen Auge, vergebens wirft er unmuthig den Kopf hinterüber, daß die langen Locken ihm in den Nacken fliegen, vergebens richtet er die brüderlichsten Beschwörungsworte an den Steuermann und Befehlshaber der Schnigge, die Krebsscheerenarme der Seeungeheuer kneipen ihn nur fester zusammen.

Was will er?

Was er nicht soll. Er will seinen Bruder vom Steuer reißen und die Schnigge ostwärts in tieferes Fahrwasser bringen. Einmal war es ihm gelungen. Er klammerte sich an das Steuer fest und brachte dadurch jene plötzlich veränderte Richtung zuwege, die wir aus der Ferne beobachtet haben.

Er kannte die bösliche Absicht seines Bruders. Er hatte gebeten, widerrathen, beschworen, die Bibel zitirt, geweint, geschrieen, in die See zu springen gedroht, das Steuer gewaltsam erobert, aber, wie gesagt, ohne Erfolg. Die Moral des jungen Lootsen war nicht auf Sinai, sondern auf Helgoland eingehauen. Was er that, hielt er für Pflicht. Die Unterlassung des Versuches, einen solchen Frevler zur Strafe zu ziehen, wäre ihm als Verrath an der gemeinen Sache vorgekommen. Seine Bundeslade war das Lootsenrecht, sein Vaterland die Insel, die Virginie ein übermüthiger Feind, der Hohn sprach, ein Angesicht's des Lootsenheeres herausfordernder Goliath, den er, so davidisch klein und winzig sein Schiffchen sich dem Riesen gegenüber ausnahm, mit Gotteshülfe auf den Sand zu strecken gedachte. Die einzige Antwort, die er daher seinem Bruder Johannes in aller Ruhe gab

und wiederholte, lautete, das verstehst du nicht; kümmere dich nicht um Dinge die dich nichts angehen; laß mich verantworten, was ich thue; sündige ich, so fällt die Schuld auf meinen Kopf und nicht auf deinen.

So saß nun Johannes auf der Bank; Klaus am Steuerruder; Johannes wild und ungeberdig, Klaus fest und ruhig, wie das gute Gewissen, stolz und siegreich, wie auf dem Ball unter Trompetenschmetter und Paukendonner ein Vortänzer am Arm seiner Tänzerin.

Bacchantisch tanzte die Virginie hinterher — Klaus sah sich um — der Schlag hatte sie gerührt, sie lag in Krämpfen auf dem Tanzsaale. Die Sturmmusik rauschte fort, Klaus zuckte die Achsel — daß er in diesem Augenblick gelacht haben soll, ist nicht wahr. — Dann setzte er mit seiner kleinen Helgolanderin die Tanztour fort.

Virginie verschied den Morgen darauf an der galoppirenden Schwindsucht. Ihre Angehörigen waren in Verzweiflung, aber die Helgolander lachten, denn sie

fanden sich in ihren kühnsten erbschaftlichen Erwartungen durch die Großmuth der Seligen noch weit übertroffen.

Die Fische.

Faule und frische Romane.

Im Wassermann wollte ich durch eine flüchtige Skizze zeigen, wie ich einen Roman schriebe, wenn ich einen schriebe. Ich wollte nämlich meinen Helden immer im Wasser halten, wie einen Fisch. Ich meine nicht im salzigen der Nordsee, ich verstehe im großen Fahrwasser des Lebens, das mich, dich, uns alle trägt. Mein Held müßte ein Zeitgenosse sein, mein Roman ein zeitgeschichtlicher. Romane, welche dieses nicht sind, halte ich für faule Fische. Ihr Glanz besticht mich nicht. Ich sehe darin den Phosphorusglanz der Verwesung. Sie kommen nicht auf meinen Tisch, ich mag sie nicht riechen und halte sie mir zehn Schritt vom Leibe.

Die historischen Romane sind solche faule Fische. Meine Aversion dagegen ist natürlich und dennoch, scheint es, wird sie noch von Wenigen getheilt. Woher kommt das. Ich will nicht sagen, weil der Geschmack verschieden. Dem Gaumen des Publikums wird einmal nichts Frischeres und Besseres geboten. So verschlingt man an den ersten Tafeln von Hannover Austern, die kein Hamburger Krahnzieher auf die Zunge nehmen würde.

Der Gegenstand ist wichtig. Romane sind die Hauptspeise des Publikums, und der historische Roman hat unter uns bereits einen herrlichen Schatz von Talenten verschlungen. Man wird in Deutschland davon zurückkommen, wie man dies schon in England. Aber je früher desto besser, je einsichtiger desto glücklicher.

Dieser Gedanke reizt mich. Leser, ich fordere dich auf, mir deine Aufmerksamkeit zu schenken. Ich will zu dir reden von Romanen und Romanhelden, faulen und frischen, todt treibenden und lebendig schwimmenden.

Die Kunst macht zwei Hauptforderungen an den Helden des Romans. Er soll gleich den übrigen im Roman auftretenden und handelnden Personen, Gestalt und Charakter haben und zweitens soll sich sein Charakter weder zu energisch, noch zu

nihilistisch aufweisen. Beiden Forderungen suchten alle berühmte und gute Romanschreiber zu entkommen. Sie hüten sich wol, absurde Ungestalten, Papiermenschen, Lumpengesindel, wer sie auch macht — an die Stelle wirklicher Geschöpfe zu setzen. Sie verschreiben ihren Helden nicht aus dem Monde, sondern greifen ihn zweibeinig und gerupft, wie Gott ihn hier unter dem Monde umher laufen läßt, aus den übrigen Geschöpfen seiner Gattung heraus. Doch wie der liebe Gott selber sich die wunderlichsten Kostgänger aufgabelt und für die kurze Zeit ihres Lebens an seiner offenen und doch so geheimnißvollen Tafelrunde sitzen läßt, so wählen auch die Dichter sich nach Gelüsten manchmal einen etwas seltsamen und abenteuerlichen Helden, einen Hauptbahn, der weit und breit seinesgleichen sucht, dennoch aber ganz natürlich organisirt ist; wie ein solcher durch den herrlichen Cervantes in dem Ritter von der traurigen Gestalt, Don Quixote von la Mancha, der Unsterblichkeit überliefert worden. Einem vollendeten Wichte wird nun überhaupt wol Niemand und in keiner Gattung des Romans, die Ehre der Hauptfigur übertragen; denn selbst der moderne Romanhistoriker, der mehr auf ein unterhaltendes, buntes Gewühl von

Menschen und Auftritten, als auf die Einheit einer höheren Idee ausgeht und hinarbeitet, muß sich einen Helden erkiesen, der wenigstens so viele geistige Häkchen und Eigenheiten besitzt, als nöthig sind um den Faden der Begebenheiten, wenn auch nur leicht und lose, an seine Person aufzuhängen. Walter Scott's Waverley zum Beispiel gehört sicher nicht in die Reihe ungewöhnlicher und ausgezeichneter Menschen, er ist ein englischer Lieutenant und Lordssohn, wie's Hundert solcher gibt, bis auf den Zug des leidenschaftlichen Hanges für das Romantische — dieser eine Zug, den er übrigens mit fast allen Walter Scottschen Romanhelden theilt, befähigt ihn, den Schleier von der Poesie der schottischen Hochlande zu lüften, und sich mit Menschen, Gegenden, Begebenheiten in Verband zu setzen, deren so glänzend gerathene Schilderung der eigentliche Inhalt der drei Bände, und die Hauptabsicht ihres Verfassers war. Das — nämlich ein solches Geschick zur Gelegenheitmacherei, ein solcher angeborner Hang zur Poesie gewisser Verhältnisse und gesellschaftlicher Zustände, denen der Romanschreiber selbst in der Regel am liebsten nachzuhangen pflegt, eine solche mehr leidende Empfänglichkeit, die sich allenfalls mit einem ziemlich quecksilbrigen und unruhig thätigen Wesen ver-

binden mag — erfüllt alle Forderungen, welche die heutige Theorie an den Romanschreiber hinsichtlich der Wahl des Helden zu machen pflegt. Ja, sie verwirft höhere. Die Kritik drückt ihren Daum auf jeden Hahn im Korbe, dem der Kamm zu hoch steigen und zu kampflustig aufschwillen will. Der Held soll nicht allzu bedeckend, nicht allzu groß und thatkräftig sein, nicht der Strom, der alle übrigen, als Bäche, verschlingt und mit sich fortreißt, nicht die Trompete, die alle sonstigen Instrumente des Orchesters niederschmettert, nicht der heroische Wagenlenker, der die Rosse des Geschickes mit Peitschenhieben vor sich hertreibt. Die Kritik hat Recht und das ästhetische Gesetz, das sie hiedurch ausspricht, ist im Wesen des Romans hinlänglich begründet. Dichter und Leser, beide würden ihre Freiheit zusetzen bei einer übermächtigen Erscheinung, die nichts neben sich duldete und überall, wo sie hintritt, nur ihren Schatten auf die Gegenstände würfe. Dasselbe Gesetz gilt ja auch für die alte epische Dichtung, an deren Stelle für uns der Roman getreten sein soll. Achill, der Hauptheld der Ilias, sitzt unthätig bei den Schiffen. Warum? Homer hat ihn verbannt, er war ihm zu tapfer für zweimal zwölf epische Gesänge, wie Aristides den Athheniensern zu gerecht, er hätte noch vor

dem sechsten alle Trojaner und seine Landsleute in den Kauf todtgeschlagen und zum Hades hinabgesandt. Dieses ist die einzig erlaubte Art, wie ein Dichter mit seinem Helden umspringen darf, wenn der Held nicht bloß die Thürklinke, sondern die Angel der Begebenheiten ist. Er muß ihn durch ein poetisches Scherbengericht so lange vom Schauplatze der Begebenheiten verbannt und entfernt halten, bis seine Stunde schlägt und er, bei immermehr steigender Verwirrung zuletzt wie gerufen, mit der Keule des Halbgottes einschreiten, dem bisherigen Wechsel von Glück und Unglück einen endlichen Ausschlag geben, und damit die Geschichte beenden und der letzten Zeile das gehörige Punktum, unterhauen kann. — Der unüberwindliche Don Quixote selber wäre zu groß und erhaben für den Helden eines Romanes, ohne die Narrheit, Windmühlen für Schlösser zu halten. Cervantes mußte ihm eine Schraube im Kopf losdrehen, um ihn heldengerecht zu machen. Er mußte die Blume der Ritterschaft gegen die alle Montmorenci's und Berlichingen in der Welt erbleichen, dem Gelächter der Stalldirnen und Hofdamen, der Barbiere und Junker Preis geben. Nie ist ein kläglicheres Opfer auf dem Altar der Poesie geschlachtet worden. Man könnte Cervantes ordentlich hassen

als Verräther an dem großmüthigsten, standhaftesten und tapfersten aller Menschen, begriffe man nicht, daß er, wie Abraham zur Opferung seines Sohnes, einen himmlischen Beruf hatte. Er opferte sich selbst. Hinter dem Narren, der euch lachen macht, sehe ich den Schatten des Dichters, abgewendet, bitter lächelnd, die Stirn schwermüthig umdunkelt von den Blättern des Lorbeerkranzes, der seine Märtyrerkrone.

Kehren wir zu den beiden Forderungen der Kunst zurück. Nun ist es Zeit zu bemerken, daß sie nur äußerlich, und daß ihre poetische Realisation auf dem Genie des Dichters beruhe. Es ergeht ihnen, wie jedem todten Buchstaben des Gesetzes, nur der Geist hilft ihm auf die Beine, nur der Geist öffnet ihm die Augen und bringt Seele in den stieren Augapfel.

Gestaltung ist allerdings das vornehmste Gesetz des Romans. Aber was sind Gestalten, welche Bedeutung haben sie für die Poesie, für das innere Auge, die ideale Theilnahme, wenn das gestaltende Prinzip, die Seele nicht aus ihnen hervorleuchtet?

Das ist die Frage, deren Bedeutung Sir Walter Scott nicht einmal geahnt, deren Beantwortung über ihn, vor dem Richterstuhl germanischer Kritik, als Poeten den Stab brechen muß.

Ich erinnere mich der Zeit, als ich Walter Scotts erste Romane nicht las — verschlang. Ich war in dem wundervollen Alter, wo das Kinn die ersten Flaumhaare, und die kleine junge, nackte Phantasie weiche Federn bekommt und neugierig über ihr Nest in die Welt hinaussieht; in dem Alter, wo man gleichsam ein anderes Gesicht bekommt, dunkler die Haare und Augen, tiefer die Stimme wird, wo man den Knaben auszieht und noch nicht in den Rock des Jünglings hineinpaßt, wo man Launen und Neigungen wechselt, neue dunkle Triebe, geheimnißvolle Regungen in sich spürt; in dem Alter endlich, wo man sich so gern vermummt und verkleidet, so leidenschaftlich Maskerade sieht, und die ganze Welt auf die ergötzlichste Weise als einen großen lustigen Maskenball betrachtet, auf der einem die Husarenoffiziere nicht am schlechtesten gefallen; also ich war im Alter der geistig leiblichen Metamorphosen und welches Erstaunen ergriff mich nun, als ich meine besten Charaktermasken, meine Ritter, meine Bergschotten, und hundert andere, nie gesehene Masken dazu, in Walter Scotts Romanen auftreten und gar im Zauber des Zusammenhandelns und Zwiesprechens begriffen sah. Das war eine Komödie in der Maskerade und eine hübsche Geschichte in beiden. Ich sah

was ich las, ich war bei allem zugegen, ich lehnte mich über die Loge, die ich für den Spottpreis eines Lesegeldes für mich allein gemiethet, ich berührte, wollte ich, die Mütze eines schottischen Häuptlings oder die Locken des schönen Mädchens von Perth, oder die spitze, hohe Mütze des Zauberers, der als der große Unbekannte im Saal umherging, bald in tiefster Stille etwas erzählend, bald mit seinem Stabe dieser und jener Maske auf den Mund tippend, worauf sie gleich zu sprechen anfing —

Noch jetzt verehre ich in dem seligen Sir Walter einen gelehrten Zauberer, der fleißig die Optik und die natürliche Magie studirt — den größten Maschinenmeister der Romantik. Aber zum Unglück sitze ich nicht mehr in der Loge und mitten im Theater, sondern blicke in das gothische Ankleidezimmer zu Abbatsford, rings herum an den Wänden mit wohlbekannten Larven, Mänteln und Rüstungen behangen, und sehe meinen alten Zauberer im Schlafrocke, seine Helden und sonstige Schauspieler — seine stehende Truppe — für ihre Rollen zustutzen, ihnen die angemessensten Worte zwischen die Zähne flößen, manchmal sogar die vollen Ströme der Beredsamkeit und den wärmeren Guß der

Leidenschaft, aber selten oder niemals den lebendigen Hauch, den wir Deutschen Seele, Poesie nennen.

Ich verkenne nicht das große Verdienst der neueren historischen Romanschule, deren Stifter er war. Ich setze es hauptsächlich darin, daß sie den Leserkreis unendlich erweitert und gleichsam zur Literaturfähigkeit des ganzen Publikums den ersten Grund gelegt hat. Allein sie hat überall nur eine äußerliche Bewegung, flüchtige und bald vergessene Eindrücke hervorgebracht. Sie hob nicht, wärmte nicht, begeisterte nicht.

Wie konnte sie das? Sie zeigte keinen Gehalt. Den der Zeit versagte sie sich selber, den der Poesie verweigerte ihr die Muse. Bedenke nur Leser, wie sie es anfängt, einen Roman zu schreiben. Ihr Jünger oder Meister stöberte sich einen interessanten Abschnitt aus der Geschichte der Vergangenheit heraus, dann erdachte er sich einen Helden, zum Helden eine Geschichte, oder umgekehrt zur Geschichte einen Helden, ferner mitspielende Personen und endlich Verwickelungen und Auflösungen, wodurch die Privatgeschichte mit dem Gang der historischen — oft sehr glücklich und mit großer Kunst — eingefugt wurde. Seht da, so entstand und so entsteht ein historischer Roman. Glücklich der Verfasser, der sich hinterher etwas von höherer Absicht,

durchscheinender Idee, oder ideeller Einheit vorschmeichelt; es wird ein guter Deutscher sein, der sein poetisches Gewissen zu beschwichtigen sucht. So sind Tausende von Gestalten geschaffen, die sich in der That mehr oder weniger gut ausnehmen, auf dem Papier, die aber den innern Widerspruch ihres Wesens, ihre Nichtigkeit, ihre Seellosigkeit nicht verbergen können, sobald man sie zur Probe auf die Bretter schickt und sie neben den wahrhaften Charakteren und aus sich heraus lebenden und webenden Gestalten Shakesspears, Göthes und Schillers am Schandpfahle der Lüge und der poetischen Gemeinheit ausstellt.

Ich zweifle, daß, unter welchen Händen auch, die Romanhistorie sich zur Romanpoesie erheben kann. Der Roman verhält sich zur Geschichte genau wie das Epos zur Tradition. Nur das Epos der lebendigen Tradition ist wahrhaftes Epos, Ilias oder Nibelungen, nur der Roman der lebendigen Geschichte ist wahrhaft poetischer Roman. Der Sagen- oder Ritterroman der Vorzeit war nur die in Prosa aufgelöste, in Trümmer zerfallende Poesie nationaler Sagen und Gedichte. Dieses Element konnte er sehr entstellen, aber nicht ganz verwischen; die Sage war im Volke noch halblebendig. Die frischer blühende Novelle des italienischen Mittelal-

ters nahm Anlaß, Charakter und Stoff aus der unmittelbarsten Gegenwart. Romeo und Julie lebten ihr vor Augen, auf jedem Flecke entspann sich für sie ein Roman, in jeder Stadt blinkten für sie die Dolche der Welfen und Ghibellinen — Freiheit, Kunst, Liebe, Religion, Alles, was das Leben beseelt und der Dichtung Seele einflößt, verkörperte sich ihr in den interessantesten Individuen der Zeit. Der Stoff war so reichhaltig, daß sich Niemand die Mühe gab, mit ihm hauszuhalten. Der Novellist schnitt die saftige Frucht auseinander, entlud sie von ihrem Ueberflusse und warf sie weg — frische glänzende Tropfen, mit denen der späte Romanschreiber fünfhundert Blätter ansprengt und duftig macht. Auch der Spanier, dessen Genius ohnehin keine Vergleichung zuläßt, Cervantes, der die erstgenannten Ritterromane zugleich mit dem Rest des fahrenden Ritterthums außer Mode brachte, schilderte nur seine Zeitgenossen. Darin wenigstens folgten ihm die Verfasser der Clarisse, der Pamele und aller jener einst berühmten Sittenromane, welche England, Frankreich und Deutschland bis zur Erscheinung des Werther und des Götz von Berlichingen überschwemmten. Bekanntlich gab das letztere historisch-dramatische Ritterspiel Göthes zu dem historischen Roman die erste Veran-

lassung. Veit Weber wurde der Vorgänger Walter Scotts. Eine deutsche Erfindung erhielt, wie gewöhnlich, jenseit des Kanals, ihre Ausführung im Großen. Betrachtet man die deutschen Anfänge dieser Romanschule und ihren Zusammenhang mit dem Götz, so muß man eine lobenswerthe und poetische Bewegung der damaligen Zeit darin anerkennen, eine Reaktion gegen die gelehrte Trockenheit der Geschichte und eine Ahnung, ein Bedürfniß lebendiger Gegenwart. Allein sie hätte die Revolution nicht überleben sollen, sie hätte der wirklich anbrechenden Zeitgeschichte ihre Talente abliefern sollen. Als Walter Scott sich an ihre Spitze stellte und seine Feudalromane schrieb, reagirte sie gegen das Leben der Gegenwart und trug, glaubt mir, das Ihrige dazu bei, das so hoffnungreich bewegte Europa mit ihren alten Historien und Wiegenliedern einzuschläfern und um das Gefühl und die That der Gegenwart zu betrügen. Sie verdarb die Geschichte und die Gegenwart zugleich. Sie weckte scheinbar die Todten auf und machte die Lebendigen scheintodt-träumerisch. Ein solcher Romanschreiber gehört zur Klasse der endormeurs. Unbefangen setzt er sich mit dir auf die Gartenbank, unterhält dich, zeigt dir ein allerliebstes Gemälde auf dem Deckel seiner Schnupftabacksdose, bietet Dir eine

Prise an — nimm sie nicht, die Dose ist gefüllt mit einem verdächtigen, einschläfernden Pulver, mit der Asche von Todtengebeinen, mit dem Staube der abgebröckelten Vergangenheit.

England fängt bereits an, dem historischen oder vielmehr antiquarischen Roman zu entsagen. Nicht unbedeutende Talente widmen ihre Feder der Gegenwart, Bulwer hat Scott abgelöst und die Engländer erwarten die gesündere Wiedererscheinung ihres Byron in Prosa. Noch ist aber zu viel von der leichten und oberflächlichen Manier, von dem Maskenartigen und Komödiantischen der früheren Schule zurückgeblieben.

In Frankreich hat nur das historische Drama, aber nicht der historische Roman Bearbeiter von Talent gefunden. Die Franzosen sind weder Dichter noch Historiker, oder vielmehr, sie sind beides auf ihre Weise. Ihrer Geschichte fehlt Wahrheit, ihrem Roman Dichtung. Für Beides entschädigt sie ihr esprit, ein Wort, das man weder durch Verstand noch durch Geist übersetzen darf. Mit esprit unternehmen sie alles, mit esprit begreifen sie so viel von Shakespeare und Göthe, als sich mit esprit begreifen läßt, mit esprit haben sie sich auf die Romantik geworfen, und daraus ein französisches Etwas gemacht, das sehr interessant und voll

esprit ist. Es läßt sich nicht gut darüber sprechen. Man muß ein Drama von Victor Hugo, einen Roman von Jûles Janin lesen. Sollte ich aber dieses Etwas, diesen Dorn im Auge der Alt-Klassiker kurz bezeichnen, so würde ich es galvanische oder anatomische Poesie nennen, und sie mehr zu den Wissenschaften, als zu den freien Künsten zählen. Den Verfasser des todten Esels oder der guillotinirten Frau denke ich mir in aufgestreiften Hemdsermeln als eleganten Svammerdam, und seine Heldin als aufgespießtes Insekt, dessen Farbe, Augen, Haare, Ringe, Beine und gelegentliches Zucken und Zappeln er neugierig grausam unter der Linse in Augenschein nimmt. So etwas nennen sie Poesie, Göthe, Romantik, nackte Wahrheit, Wahrheit quand même — ihre Feinde aber, die Klassiker schelten's Barbarei, Cynismus und nach ihrer Meinung darf die Poesie, Racine, die Plastik, die verschleierte Wahrheit, nicht nackt einhergehen, sondern muß Kleider nach dem Schnitte der Hof- und Gallaanzüge aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten überwerfen. Das ist der Streit.

In Deutschland — aber nein, das führt mich ins Langweilige und ich käme wol gar noch auf den Scipio Cicala zu sprechen. Einen Seufzer aber kann ich nicht

verbergen, obwol ich närrisch bin. Ich wünschte, wir hätten von Schillers Hand ein Paar Abhandlungen weniger und einen Geisterseher mehr; und ich wünschte, Paul und Wolfgang wären Milchbrüder gewesen und Paul hätte etwas mehr von Göthe's Kunst und Wolfgang etwas mehr von Richters überfließender Liebe und Seelenseligkeit eingesogen. Dann besäße Deutschland einen Titan, der meisterhaft und einen Meister, der titanisch. Freilich, auch so noch, hat Deutschland in diesen beiden Werken die ersten Romane des Jahrhunderts.

Warum hat Jean Paul gar keinen, Göthe nur so wenige, Scott so ungeheuer viel Nachahmer gefunden?

Die letzte Frage heißt so viel, als: warum ist Scott so leicht nachzuahmen; und die Antwort, weil er außer dem Talent der Nachahmung, nichts Eigenes verlangt und voraussetzt, keine eigene Lebensansicht, keine herrschende Richtung, keinen Seelendrang zur Gestaltung — nur ein Zucken in den Fingern und gewisse plastische Handgriffe. Was bedarf es der Gesinnung, um einen historischen Roman zu schreiben? Ohne Gesinnung, ohne Theilname an etwas Lebendigem schweift

die Phantasie im Rücken der Gegenwart umher. Feuer des Herzens, Flügel der Begeisterung sind überflüssige Dinge. Gebt dem Romanhistoriker die taube Kohle eines ausgestorbenen, verglühten Herzens in die Hand, er malt euch Hexen, Astrologen, Könige, Ritter, alle Gestalten, die ihr verlangt, vom Kopf bis zur Fußspitze herab. Scheert, brennt, sengt einem Genie die Flügel der Begeisterung ab, und laßt ihm nur die nackten Spulen in der Haut — das sind eben so viele Federposen und eben so viele Walladmore und andere gute historische Romane.

Junge Dichter, fühlt ihr Talent und Trieb, nach der höchsten Palme zu ringen, einen Roman zu schreiben, wandelt nicht die verfallene, menschenleere Straße einer abgestorbenen Zeit, klopft nicht an die Gräber um die Todten aufzuwecken — sie haben für euch nie gelebt, euer Herz kennt sie nicht — sie gehören entweder der Geschichte an, oder der Vergessenheit. Nur die Todten der Sage gehören dem Volke, der Poesie.

Greift in die Zeit, greift in euren eigenen Busen. Vor allem aber, greift nicht eher zur Feder, werdet nicht früher Schöpfer, Gestalter, als bis ihr selber gestaltet.

Greift in die Zeit, haltet euch an das Leben. Ich weiß, was ihr entgegnet. Nicht wahr, es ist verdammt wenig Poesie in dieser Zeit, in diesem Leben, das wir in Deutschland führen? Woher der Stoff zu einem zeitgeschichtlichen Roman? Ich frage aber dagegen, woher entnahm Göthe ihn für Wilhelm Meister? — Versteht mich recht. Um alles in der Welt keinen Wilhelm wieder. Der ist abgethan, der ist Göthe's und seiner Zeit. Was und wer ist euer? Welcher Idee könnt ihr Leib und Seele verleihen? Was habt ihr erlebt und gestrebt? Welche Bekanntschaften, Ansichten und Lebensverhältnisse vermögt ihr in die Region der Poesie mit hinüberzunehmen?

Ich gebe zu, und mir blutet das Herz dabei, ja wir leben in einer Zeit, wo der matte Quell der Poesie kaum über die ersten sechszehn Jahre unsers Lebensalters hinaufspringt.

Aber gut. Haltet einmal Abrechnung mit der Zeit, entzieht einmal durch einen herzhaften Entschluß dieser heutigen deutschen Literatur den Schimmer poetischer Lügen, deckt einmal auf, ihr Dichter, was ihr schauet, laßt einmal den Staub wirbeln in der Wüste und zählt die Grashalme, die auf grünen Inselfleckchen wachsen,

zeigt uns den Himmel, wie er grau und schmuzig über uns niederhängt, und fangt die Sonnenstrahlen auf, die sich auf euren Scheitel stehlen, reißt der Zeit den Mantel der Heuchelei, der Selbstsucht, der Feigheit vom Leibe und macht mit dem Kusse eures Mnndes aller Welt bemerklich, wo nur noch ein ächter Faden, der rothe Faden der Poesie hinzieht, klopft, hämmert an alles taube Gestein und sucht die Erzadern zu erforschen, wie sparsam, tief und versteckt sie auch fortlaufen. Noch einmal haltet Abrechnung mit der Zeit, mit eurem eigenen Leben. Das Bischen Poesie, das sich darein verzettelt, das Bischen aufzuweisen, bringt euch Ehre und der Zeit Schande. Jetzt müßt ihr euch schämen. Wendet das Blatt. Die Philister nennen euch Lügner, Schaumblaser, Puppenspieler, Romanschmierer, und bei Gott, die Philister haben Recht.

Ich verhehle nicht, ich selbst fühle den lebhaften Sporn — nicht in's alte romantische Land zu reiten — nein, einen zeitgeschichtlichen Sittenroman zu entwerfen, dessen Idee ich schon eine geraume Weile mit mir herumtrage. Er sollte den Lebenslauf eines meiner Freunde darstellen, eines Unglücklichen, der mit ei-

ner Liebe und Reinheit begabt, wie sie kaum noch in Träumen blüht, jammervoll unterging und in dem Norddeutschland, wie es ist, untergehen mußte. An innerem, psychologischem Interesse würde ich seiner Person zuzuwenden suchen, was ihm an äußerem mangelt — welcher Glanz von Begebenheiten fiele auch auf einen armen dunkeln Schüler, Studenten, Candidaten der Theologie. Aber ich würde zum Leser sprechen: verachte nicht mein kleines Licht. Die Luft, die seinem Flämmchen Nahrung gibt, ist dieselbe, in der wir beide athmen, die unser eigenes Lebenslicht entzündet, unterhält und verzehrt. Ich könnte dir auch eine große Wachskerze gießen und sie auf goldenen Leuchter stellen, wie es machen die vornehmen Romanhistoriker. Aber deren Licht brennt nicht aus eigenem Docht, und was dir als Lichtstrahl schimmert, ist nur das Flackern der angezündeten Todtenfackel, das durch die Spalten der Grabgewölbe dringt.

Ich würde im Johannes Küchlein — dem Johannes der helgolandischen Wassermänner — einen nicht unbedeutenden Abschnitt meiner eigenen Vergangenheit abspiegeln. Die Freunde meines Helden

sind zugleich die meinigen. Die Orte in Norddeutschland, die er besucht, sind plastische Orte für meine Erinnerungen. Ich kenne die Gassen, in denen er wandert, die Giebel der Häuser, die ihn aufnehmen, winken mir vertrauliche Grüße zu. Stadt- und Landbekannte Leute zeigen sich ihm wie mir im Lehnstuhl, auf dem Lehrstuhl, auf der Kanzel. Alte Lindenalleen, die noch blühen, und junge Mädchen, die schon verblüht sind, erkenne ich an Wuchs, Blüthe, Schleier aus weitester Ferne. Auch sie — auch ihr kleines rothseidnes Hütchen, so welthistorisch für mein Herz, sähe ich nicken und vorüberschweben, uns drängten sich grüßend heran die Bilder der geliebten Jugendfreunde — Mitglieder eines ohnehin phantastischen und seltsamen Lebenskreises wie des studentischen, die den brausenden Most junger Thorheiten in die alten Universitätsschläuche füllten, herrliche Gesellen damals auf dem Platz, nun in alle vier Winde zerstreut, Bursche, deren Herz einmal im Leben für Liebe, Freundschaft und Vaterland warm geschlagen und in deren Erinnerung drei Jahre flammen, wo sich die Schlange Selbstsucht noch nicht um ihre Brust geringelt.

Seht Dichter, ich würde mehr als die Hälfte

meiner Reichthümer, meines Bischen Lebenspoesie zu Markte tragen, wenn ich meinen Vorsatz ausführte.

Und wann wirst du deinen Vorsatz ausführen? Wenn die unsichtbare Hand, die mir die Feder leitet, Erlaubniß dazu ertheilt.



